Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundsiebzigster Band.

Die zwölf Monate des Jahres. Dritter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahn schen Hof-Buchhandlung.

September.

Die Sonne war im Untergehen; sie hatte dem mildesten Septembertage geleuchtet, und wendete nun den belebenden Strahl einem andern Welttheile zu. Ein dunkelglühender Saum entzündete sich am Rande der fernen Gebirge, Rosenwölkchen rissen sich davon los und flammten in immer blässeren Farben am tiefblauen Himmel hin, bis sie im weißen Dunste des östlichen Himmels verschwanden. So wie das Lebewohl des scheidenden Freundes erst mit brennendem Schmerz die Seele des Verlassenen erfüllt, und dann noch lange, doch immer schwächer darin nachzittert, bis es im Nebel der Erinnerung erbleicht.

Die Gräfin Rosa von Rheinau saß am Ende der Orangerie, von wo sie eine freie, schöne Aussicht in die Ferne hatte; das hehre Bild spiegelte sich düster in ihrem traurigen Gemüth. Sie senkte das schöne Auge thränend geblendet auf den Boden, den schon die ersten Leichname der Natur bedeckten, ihr Blick war so tiefsehnend und trostlos, als suche sie die Ruhe des Grabes, nur zuweilen erhob sie ihn an das Gewölbe des Himmels, mit einem Ausdruck, als trüge er eine gerechte Klage vor den Thron des Weltenrichters. — Der kühle Abendwind trieb ein verwegenes Spiel mit den dunkeln Locken der Gräfin, und bestrich die sanft erblaßte Wange mit feuchtem Hauch. Sie fühlte es nicht, ihr Geist war versunken in trübes Sinnen und Denken.

Antonie, eine junge Zigeunerin, und als solche an ihrer Gesichtsfarbe kenntlich, schritt leicht durch die südliche Allee daher. An dem mütterlichen Busen trug sie ein bräunliches, kräftiges Kind, an ihrem linken Arm hing eine Mandoline. Als sie sich der Gräfinn näherte, ging sie langsamer. Sie neigte sich fremdartig, doch anmuthig vor ihr, legte ihr Kind dicht verhüllt in ein Beet blühender Astern, und zog den türkischen Shawl sorglich über den schmalen Schultern der Dame zusammen, die ihr eigenes Selbst wenig zu beachten schien.

Dann setzte Antonie sich in einiger Entfernung von der Gräfin auf den Rasen nieder, stimmte ihr Instrument ein wenig, und sang dann in einer einfachen, innigen Melodie folgendes Lied, wobei das Kind entschlief:

„Wer nennt das Weh, das in den stillen Gründen,
In Deines Herzens banger Tiefe wohnt?
Das, gleich dem finstern, scheuen Geist der Sünden,
Dich nirgends, nirgends! Freud' und Ruh' läßt finden,
Und Deine Güte selbst mit Schmerzen lohnt! —

Beneidest Du der Schwalbe fröhlich Ziehen,
Wenn sie den starren Hauch des Winters flieht?
Willst Du dem Adler gleich durch Wolken fliehen,
Im Mittelpunct des fernen Sternes glühen,
Den nur mit Müh' Dein klares Aug' ersieht?

Beweinest Du die freundlichen Gestalten,
Die kalt der Tod Dir aus den Armen wand?
Die Dir das Theuerste auf Erden galten,
Die ewig treu Dir in der Seele walten,
Und deren sanftes Bild Dir nie entschwand?

Wie? oder büßest, Milde, Du und Reine!
Die Sünde, welche Dir das Dasein gab?
Es lebt ein Gott für Jeden, der da weine!
Er kennt und wägt des Menschen Schuld alleine —
Und Deine Mutter schläft im stillen Grab! —

Fühlst Du den gift'gen Schlangenbiß der Reue?
Den herben Schmerz getäuschter Zuversicht?
Brach Dir der Freund, der liebende, die Treue?
O Du! der ich des Dankes Opfer weihe,
Noch weiter fragen kann ich nicht!

Doch — helle Klarheit glänzt um meine Blicke,
Die Flamme der Begeisterung erglüht,
Ich seh' versöhnet bald des Schicksals Tücke,
Und einem nie geahnten, schönen Glücke
Die Blume der Vergeltung dann entblüht.

Bald wird gestillt des Herzens heißes Sehnen,
Es wandelt sich das Leid in Lieb' und Lust!
Bald fließen sie, die süßen Freudenthränen,
Und was Du nie als möglich nur magst wähnen,
Des Wiedersehens Wonne hebt die Brust!"

Hier endigte Antonie den Gesang. Die Gräfin trocknete die nassen Augen, und sprach: „Ich danke Dir, gute Antonie! doch diesmal trügt Deine Kunst, kein Heilkraut wächst, woran meine kranke Seele genese. Nur Thränen gab der kurze Lenz mir! und das Grab giebt seine Todten nicht zurück. Du hast sie alle genannt, die Schmerzen, an denen ich langsam verblute, in deren brennendem Gefühl ich ein

trauriges Dasein verathme. Die Vergangenheit kennst Du, das ist gewiß; allein an Deine Verheißungen kann ich nicht glauben."

„Antonie lächelte. Sie hatte, während die Gräfin sprach, ihr Kind wieder aufgenommen, und antwortete nun: „Wir werden ja sehen; weisen macht wahr. Doch — eine Bitte Dir, theure Gräfin, vorzutragen, kam ich hierher. Der Anblick Deiner leidenden Gestalt, der Kummer in Deinen schönen Zügen riß mich unfreiwillig hin, Dir freundliche Tröstungen zuzusingen, welche in Erfüllung gehen werden, verlasse Dich darauf. Und so wie Du in den Stunden der Noth und Gefahr Dich der vergehenden Mutter und ihres Kindes hülfreich erbarmtest, wird das Schicksal Dir vergelten; denn ewig wägt es mit gerechter Wage!"

Die Gräfin schlug die zarten Hände bittend in einander. „O höre auf, höre auf, Antonie!" sagte sie, wie in abwehrender Angst, „Du verwirrst mich. Mein Hoffen wäre Thorheit, wenn ich es noch auf diese trügerische Erde richtete; aber es giebt ein Land außerhalb ihrer Pole, dessen stillen Grenzen sich der Irrthum und die Sünde, der Wahn und die Leidenschaft nicht nahen dürfen, wo Friede und Liebe walten, die Unschuld des Kranzes nicht entbehrt und die Tugend ihren Lohn erhält! Dahin verweise ich meine Ansprüche. Dort werde ich finden, was ich verlor, dort, Antonie, werden Deine Prophezeihungen in Erfüllung gehen."

Antonie schüttelte schweigend den schwarzen Lockenkopf. Die Gräfin kam mit einem erschöpfenden Seufzer zu sich selbst, und fragte: „Nun aber Dein Anliegen? Du wolltest mir ja eine Bitte sagen, Antonie?"

Nach einem kleinen Zögern erwiederte die junge Zigeu-

nerin: „Ich bin jetzt wieder gesund, die Schwäche ist verschwunden, die Kraft meines Körpers erneuert sich, aber das Herz ist mir krank nach den Meinigen und nach der gewohnten Lebensweise. Frei, wie der Vogel in den Lüften, komme ich mir in Deinem gastlichen Hause wie in einem goldnen Käfich vor, und meine Seele sucht sehnsüchtig das Weite. Mein Fuß, der seit der Kindheit rauhe Pfade ging, darf nicht länger auf weichen Teppichen ruhen und rasten, und Deine Güte würde mich ferner für die Kost des Feldes und die Beschwerden unseres Standes verwöhnen. So muß ich denn nun fort, weil die Natur noch lächelt — um dieses zarten Kindes willen. Nimm es, o hochverehrte Frau! daher nicht als Undank von mir auf, wenn ich mich rüste und Dich bitte, mich bald zu entlassen!"

„Besser wäre es freilich gewesen," entgegnete die Gräfin, „Du hättest Ludovico's Ankunft abgewartet. Ungern sehe ich Dich scheiden, mit Mühe nur werde ich Deinen Umgang entbehren lernen; allein es sei! Ich kenne das Weh der Sehnsucht, darum sollst Du es um meinetwillen nicht empfinden. Doch der Himmel wolle mich bewahren, Dich von mir zu lassen, ohne daß ich wüßte, wo Du geblieben. Nein! es ist beschlossen, ich begleite Dich. Nur wenn ich Dich dem schützenden Arme Deines Mannes, dem Kreise Deiner Landsleute und Genossen überliefert habe, nur dann erst trennen wir uns."

In jäher Freude, in dankbarer Hast stürzte Antonie zu den Füßen der Gräfin; ihre Augen leuchteten, als sie rief: „Wie, Gräfin, Du wolltest mit mir? wäre es möglich?"

Rosa wiederholte ihr Versprechen und sagte: „Weißt Du aber auch, wo die Deinigen anzutreffen?"

Antonie nannte die Gegend und sprach: „Unsere Ge-

sellschaft ist groß, es ist mir nicht bange darum, sie zu finden."

„Nun denn," versetzte die Gräfin Rosa, „so reisen wir morgen. Ein romantisches Bild schwebt mir vor; höre mich an! Mein schwarzes Haar, das dunkle Auge dürfte leicht die Vermuthung erregen, daß wir eines Stammes wären. Meiner weißeren Haut kommen wir mit brauner Farbe zu Hülfe, und ein Anzug, dem Deinigen ähnlich, hilft diese Täuschung vollenden. Um dem fremden Charakter, den ich annehme, zu entsprechen, weiß ich Rath. Ich habe von meiner Erzieherin die Fertigkeit gelernt, Blumen jeder Art aus feinen, zarten Stoffen künstlich nachzubilden. Wie segensreich war dies kleine Talent für mich, da in der Oede meiner Einsamkeit nur Dornen wucherten! — Ich habe eine große Menge Blumen im Vorrath und mich mit ihren Deutungen bekannt gemacht. Wir nehmen diese Flora mit auf die Reise und lassen sie Orakel spenden, während Du aus der geheimnißvollen Tiefe des Geistes die Blüthe der Gegenwart, die Frucht der Zukunft offenbarest."

Antonie zeigte sich begeistert für diese Idee. Sie sprach entzückt der Gräfin ihren Dank aus.

„Laß uns jetzt hineingehen," sagte Rosa, „die kühle Abendluft möchte dem warmen Kinde schaden."

Sie gingen — und auch wir, liebe Leserinnen, gehen, um uns in einem Labyrinth zurecht zu finden, in die Vergangenheit zurück, und knüpfen den Faden der Geschichte an, wie folgt.

Die Gräfin Rosa schien unter einem finstern Planeten geboren zu sein, obwohl sie, im Sinne der frömmsten Unschuld, ein Kind des Lichts war, und so sanft, wie der milde Blick des Mondes.

An einem schönen Herbsttage ritt der Herzog von **** mit einem kleinen Gefolge auf die Jagd. Seine Begleitung irrete auf den Spuren des flüchtigen Wildes, er selbst ließ seine Gedanken frei umherschweifen, und verfolgte nur scheue Wünsche und blutende Opfer seines Herzens. Der junge Fürst war nicht glücklich. Er hatte an demselben Tage das Bildniß seiner Braut erhalten, welche nicht die Wahl der Liebe, sondern ihm von der Politik zugeeignet war. „Aus diesen Zügen spricht kein Herz!“ sagte er mit einem tiefen Seufzer, und fühlte das seine unruhig schlagen.

In dieser Stimmung war es ihm zu enge im Schlosse geworden, er hatte hinausgewollt, und froh, sich dem drückenden Zwange steter Beachtung einmal entnommen zu sehen, ließ er die Jäger auf richtiger oder falscher Fährte streifen, seinem Pferde den Zügel, und lenkte abwärts immer tiefer in den unwegsamen Forst.

In der tiefen Stille des Waldes wurde ihm seltsam wohl und heimlich zu Muthe. Weit entfernt verhallten die Signale der Schützen; der Herzog hörte nur auf die Stimmen in seiner Brust, welche ihm das Loos des niedern Mannes selig priesen, der frei die Gattin seiner Liebe wählen dürfe. Der Feenstab der Phantasie zauberte ihn zum Eigner einer Hütte, an die Seite eines holden Weibes, in idyllische Verhältnisse der Häuslichkeit. Er warf den Purpur von sich, wie eine lästige Beschwerde, um frei und leicht auf Rosen zu träumen — und es war bereits spät geworden, als er zu dem Bewußtsein der Wahrheit erwachte.

Die Sonne war hinab, in röthlichem Violett brannten die Höhen, doch die gleichfarbigen Haideblümchen hüllte der Abend schon in leisen Flor, und Roß und Reiter warfen keinen Schatten mehr.

Das Grauen der Einsamkeit kam über den Herzog, der sich auf gänzlich unbekannten Pfaden sah. Wie er nun die gebirgige Gegend mit spähendem Auge auffaßte, sah er ein gothisches Schloß aus der Waldung eines Abhangs hervorblicken, und es dünkte ihm, als vernähme er ein schwaches, klägliches Geläut, das der Abendwind von einer Seitencapelle jenes Schlosses zu seinem Ohre trüge. Wie wenig gastlich dieser traurige Klang auch einladete, so blieb dem Herzog doch nichts übrig, als seinem Rufe zu folgen, da sein müdes Roß der Erholung bedurfte. Er ritt also scharf zu, und da er dem Gebäude sich näherte, das grau, wie die Zeit, in der es erbaut sein mochte, ein fast unbewohntes Ansehen hatte, gemahnte er sich wie ein irrender Ritter. Er suchte mit Lächeln einen kleinen Schauer oder Verlegenheit zu bezwingen, und meinte, nur eine schöne Dame in hülfloser Lage fehle hier, um solch eine romantische Scene zu verwirklichen. In dieser Vorstellung hatte den Herzog ein seltsames Ahnen ergriffen.

Der innere Hofraum des Schlosses, hoch mit Gras bewachsen, stand offen, der Herzog ritt hinein und band sein Pferd an eine Linde. Er sah sich vergebens nach einem Menschen um, der ihm dienstlich sein könnte, obgleich ihm doch hier und da eine Spur häuslichen Waltens verrieth, daß nicht Geister allein hier wohnten. Aber er erschauete Niemand, und es ward ihm unheimlich dabei zu Muthe. Er stieg mit hallendem Schritt die steinerne Treppe hinan, und trat in einen Saal, den alterthümliche Bilder schmück-

ten. Am Ende desselben, in der Wölbung eines hohen Bogenfensters, knieete ein alter Mann und betete, die Hände emporgehoben, in solcher Inbrunst, daß er den Kommenden nicht bemerkte. Ein unterdrücktes Schluchzen, der Ton des tiefsten Schmerzes, drang aus einer nahen, halboffenen Thür.

Der Herzog trat sacht auf, da er den Saal entlang ging, von einem Gefühle der Ehrfurcht vor der Andacht dieses Greises, vor dem Leiden, das hier jammerte, beschlichen, und auf das Höchste gespannt, das traurige Räthsel dieses Ortes gelöst zu wissen. Dies geschah in einem überraschenden Anblick. Der Herzog sah durch die Oeffnung der Seitenthür, vor der er stand, den Leichnam eines Mannes auf dem Lager, der, wie es schien, nicht längst verschieden war. Weißliche Locken bedeckten das blasse verfallene Gesicht mit entstellten Zügen des Todes, über das sich eine jungfräuliche Gestalt mit ersticktem Weinen trostlos hinbeugte. Das Mädchen war sehr schön, eine wunderholde Blume, aber vom Sturme des Grames wild bewegt, und den Herzog erfaßte im lebhaftesten Antheile an diesem Zustande die Furcht, diese liebliche Schönheit könnte ein Opfer dieses heftigen Kummers werden. Sie richtete sich auf, da der Herzog ein Geräusch erregte, und heftete die blauen Augen, in Thränen schwimmend, auf den Fremdling, der ihnen mit Blicken voll Bewunderung und Mitleid begegnete.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte das Fräulein, wie im Besinnen von einem schweren Traume; „wären Sie vielleicht der erflehete Rettungsengel, so kommen Sie zu spät. Ach! er ist nicht mehr. Sie sehen es selbst.“ Bei diesen Worten überfiel die schöne Trauernde ein krampfhaftes Zittern. Sie weinte laut.

Der Herzog ergriff ehrerbietig ihre herabhangende Hand, kalt und weiß, vom blauen Geäder durchschnitten, wie Marmor; sie bebte in der seinigen. Er sprach: „Ich bin kein Engel, aber ein guter Mensch! Und dieser kommt nie zu spät, ein verzagendes Herz vor sich selbst zu retten. Das Leben, mein Fräulein, ist ein Geschenk der gütigen Gottheit; doch der Tod ist wahrlich! keine schlechtere Gabe. Er erlöset von den Plagen des Daseins und führt die Müden zur Ruhe. Um einen Gestorbenen sollte man nicht so schmerzlich klagen; denn ihm ist wohl! Und die Liebe lebt nicht in dem armen kleinen Selbst, das zu einem Häufchen Asche zusammensinkt."

Das Mädchen sah den Herzog lange schweigend an, und antwortete, als wolle es sich gegen den vorwurfsvollen Trost des Fremden rechtfertigen: „Ich bin das allerverlassenste Wesen auf der Erde! Vor einer Stunde starb mein Vater, sein Tod hat das morsche Lebensgebäude unseres alten Dieners mächtig erschüttert; stirbt auch der, so stehe ich allein auf der Welt, die mich mein Vater als einen Aufenthalt des Verbrechens kennen und fürchten lehrte."

Es war zwar weder am Ort noch an der Zeit, Verhältnisse zu erörtern; aber dennoch mußte das Nöthigste in Erfahrung gebracht werden. Dieses Schloß im Verfall, mit einem kleinen Bezirk von Aeckern und Wiesen, und dieses schöne Kind in aufblühender Jugend, war der Nachlaß des verstorbenen Edelmannes, Namens von Warten. Ein feindliches Geschick hatte ihn in diese Einöde vertrieben, wo er in der einfachen Stetigkeit der Natur, bei der Unschuld seiner Tochter, den Unbestand des Glückes und das böse Treiben der Menschen vergaß.

Nachdem der Herzog der betrübten Hedwig seinen

Stand entdeckt, versicherte er sie seines besonderen Schutzes; nicht umsonst solle die Vorsehung ihn zu dieser Stunde hierher gewiesen haben. Er schlug ihr vor, sie an den Hof unter die Aufsicht irgend einer ehrenwerthen Dame zu bringen; aber dagegen äußerte das Fräulein die entschiedenste Abneigung. „Mein Vater —“ sprach Hedwig mit furchtsamer Stimme, „pflegte einem Dichter nachzusagen, ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein!“

Der Herzog war gestimmt, die Wahrheit dieser Sentenz in tiefster Seele zu empfinden.

Er sagte, daß er nächstens wiederkommen würde, und bis dahin würde alles wohl überlegt und ein Entschluß reiflich erwogen sein.

Indessen hatte der alte Paul (so hieß der Diener), das Pferd des erlauchten Gastes versorgt, und sich zu den Pflichten ermuntert, die ihm oblagen. Er sah in der wunderbaren Fügung, die den Herzog an diesen abgelegenen Ort geleitet, daß er der Tochter seines Herrn ein Schutzgeist würde, den Finger Gottes, und war nun sichtlich ruhiger geworden.

Der Herzog klagte über brennenden Durst, und Paul holte eine Flasche alten Rheinwein aus dem halbverschütteten Keller. Hedwig, wie matt und erschöpft sie auch war, bereitete mit Hülfe einer Magd ein kleines Mahl, und der Herzog ließ es geschehen, daß die Beschäftigung sie ein wenig zerstreue. Auf seinen Wunsch genoß sie selbst etwas Speise und Trank. Er redete ihr liebreich zu, wie man ein weinendes Kind beschwichtiget, und seine Gegenwart, sein edler, männlicher Sinn, schien eine stillende Gewalt auf ihren Gram zu üben. Diese rührende Unschuld, das hingebende Vertrauen, womit sie sich an ihn wendete, der heiße

Schmerz, den sein Erscheinen beschworen und zur Wehmuth gemildert hatte, alles dies wirkte mächtig auf Arthurs Herz, und er fühlte sich von einem gewaltsamen Eindruck befangen, und auf ewig an Hedwig und ihr Schicksal gebunden.

Mit dem Anbruche des folgenden Morgens verließ der Herzog das Schloß. Am Eingange des Waldes empfing ihn das freudige Hurrah seiner Leute. Sie stießen schmetternd in die Jagdhörner, um die zerstreuete Schaar zu sammeln. Man hatte ihn mit großer Angst vermißt und gesucht. Ein Theil des Gefolges war nach dem Lustorte, wo der Herzog sich einige Zeit aufhielt, geeilt, weil man es unter anderen Vermuthungen auch für möglich hielt, er wäre dahin zurückgekehrt.

Der Herzog erzählte ein fabelhaftes Abenteuer, was man höflich glaubte. Ihm selbst däuchte die erlebte Geschichte des vorigen Tages und der verflossenen Nacht gleich einem erlebten Mährchen. Aber so wie die ritterlichen Prinzen in Tausend und Einer Nacht an einem goldnen Ringe oder an einem andern Pfande der Liebe ihr Glück als wirklich erkannten, so fühlte der Herzog an dem Pfeil im Herzen, daß ihn die Wahrheit getroffen.

Der Herzog blieb zerstreut, und eine sehnsüchtige Unruhe ließ ihn nicht lange rasten, bis er den Weg nach dem Schlosse im Walde wieder anträte. Er nahm einen treuen Diener mit sich. Hedwig empfing ihn mit schmerzlicher Freude, mit Thränen, welche jedoch nur die Wonne des Wiedersehens zu weinen schien. Arthur konnte sich nicht enthalten, das süße, hingebende Geschöpf mit Feuer an seine Brust zu drücken. Das Fräulein konnte und wollte sich nicht von dieser lieben Einöde trennen, und zu dem Herzog trat der Versucher in der Wüste, daß er diesen unzulässigen

Entschluß nur schwach bekämpfte. — Er versprach nun alle Monate zweimal hierher zu kommen, und, im Falle er ausbleiben müsse, durch einen vertrauten Boten Nachricht von sich geben. Auch müßte Hedwig sich gefallen lassen, daß er ihre Einsamkeit mit Unterhaltung, während sie allein wäre, versähe. Er wollte ihr eine kleine, gewählte Bibliothek senden und ein schönes Instrument, da Hedwig ein wenig das Clavier spielte. Seine Sorgfalt war erfinderisch, sie zu erheitern.

Der alte Paul schüttelte zu dem allen bedenklich seinen grauen Kopf. Er sah mit banger Miene, wie das Fräulein dem Herzog, da er wegritt, nachstarrte, so weit die Sehkraft des hellen Auges reichen konnte — und beschwor das unschuldige Kind seines geliebten Herrn bei dem Grabe desselben, sich in solch ein Verhältniß nicht einzulassen. Mit rührenden Bitten drang er in das Fräulein, daß er eine Summe aufnehmen dürfe, um Hedwig nach Schwaben zu geleiten, wo eine Verwandte ihrer seligen Mutter lebte, unter deren Schutz sie sich begeben könne. Dann wolle er zurückkehren, und den Verkauf des väterlichen Eigenthums betreiben. Hier aber solle sie um Gottes willen nicht bleiben. Sie werde sich zeitlebens unglücklich machen, wenn sie diesem treuen Rathe kein Gehör gebe, denn auf einem Bunde, den der Segen der Kirche nicht heilige, ruhe der des Himmels nicht! Wenn das Fräulein aber dem Winke der Erfahrung folge, den Herzog fliehe, weil es noch möglich, so werde er einst in einer besseren Welt die Krone der Gerechtigkeit mit ihm theilen. —

Das Fräulein warf sich erschüttert an den Hals des Alten, und sprach: „Was fürchtest Du, Paul? So tief wird Hedwig nicht fallen! Ist das Gefühl, welches meine Brust

erfüllt, Sünde, wie dürfte ich dann die Tugend nennen? — Ich wollte eine Welt beseligen, wenn ich's vermöchte, ja, Deine Sclavin wollte ich sein, wenn es Dich glücklich machen könnte."

Der alte Paul trocknete sich die Augen, und antwortete betrübt: „Schon recht, Fräulein! dies ist die Demuth der Leidenschaft, diese aber führt nicht zu himmlischen Ehren, sondern in einen tiefen, rastlosen Abgrund. Ich kenne den Lauf der Welt, und weiß, wie alles kommen wird. Wehe! wer nur seinem Herzen allein trauet; denn es wird leicht zum Verräther an der Seele. Eine riesenhafte Gefahr ist es, gegen die, ach vergebens! die Warnung eines schwachen Greises ankämpft. — Um so schlimmer, daß der Herzog ein liebenswürdiger Mann ist. Fräulein Hedwig! gehen wir nicht nach Schwaben, so wollte ich, noch heute könnte ich in mein Grab gehen."

Da weinte Hedwig heftig und schwankte in ihren Entschließungen; aber der nächste Besuch Arthurs band sie fester an ihn und an den losen Halt seiner Liebe.

Der Herzog war in seiner Ehe nicht glücklich. Er ertrug jedoch mit gelassener Duldung die herrschsüchtigen Launen seiner Gemahlin und schonte großmüthig ihre Schwächen. Seine Stellung zu ihr beruhete einzig nur auf der Stärke des Pflichtgefühls, ihr kaltes Herz voll schnöder Selbstsucht stieß ihn ab, und er flüchtete sich in die Arme seiner Hedwig, deren ganzes Wesen Liebe für ihn war.

Drei Jahre waren hingeschwunden. Hedwig hatte während dieser Zeit ihrem Arthur einen Sohn geboren, und

der Herzog empfand das höchste Glück der Natur in verstohlener Stille, und vielleicht um desto süßer. — Das Geheimniß dieser Verbindung schien wie in höherem Schutze zu ruhen, es blieb der spähenden Neugier der Höflinge verborgen, und von der ahnungsvollen Eifersucht der fürstlichen Frau unentdeckt. Die junge Herzogin war kränklich an Körper und Gemüth, und ein Instinct der Weiblichkeit belehrte sie, daß ihr Gemahl wohl schwerlich so beflissen sein würde, dem Anstande sein volles Recht widerfahren zu lassen, wenn er sich nicht in heimlicher Schuld gegen sie wüßte. Der Faden ihrer Verhältnisse lief eben und golden ab; deßhalb vermuthete sie, der Herzog müsse Werg am Rocken haben. — Sie beobachtete ihren Gemahl genauer, und er hatte Ursache, sich in Acht zu nehmen. So kam er denn seltener und dann mit düsterer Stirn, zu Hedwig, und verweilte ängstlich nur wenige Stunden, wie auf der Flucht. Sie machte ihm zärtliche Vorwürfe. Der Herzog zog die Brauen finster zusammen und sah die Geliebte mit einer Miene voll ernster Wehmuth an. Dann sagte er bedeutend: „Ich komme seltener, um immer kommen zu können — ich gönne mir nur kurze Rast an Deinem Busen, um nie ganz wegbleiben zu dürfen, denn wisse, meine Hedwig, man ist mir auf der Spur, und nicht für mich, nein! nur für Dich fürchte ich."

Darauf drang er in Hedwig, ihm ihr Kind zu überlassen, das er seinem einzigen Freunde, der ihm durchaus ergeben sei, anvertrauen wolle, bis ein Aufenthalt zu besserer Sicherheit Hedwigs und seines Söhnleins in Bereitschaft für sie würde. Seine Gemahlin, die nicht Mutter sei, und es mit herbem Grame fühle, daß sie der höchsten Würde

ihres Geschlechts entbehre — wäre wohl in gekränktem Neide im Stande, einen Raub an dem holden Kinde zu begehen.

Hedwig gab ihr Recht. Sie möchte nicht, äußerte sie, den Sitz auf dem Throne mit dem Stuhle an der Wiege vertauschen, und der Blick auf dem Purpur sei ihr nicht halb so schön, wie auf die rothgeschlafene Wange ihres kleinen Lieblings. Aber sie zitterte bei der Vorstellung, er könnte ihr entrissen werden; dem Willen des Herzogs völlig hingegeben, bezwang sie indeß das Sträuben der mütterlichen Liebe, und entschloß sich zu der Trennung von dem engelhaften Knaben. Es war ihr jedoch, trotz aller Versicherungen Arthurs, da sie den Wagen in die Gebüsche verschwinden sah, als wäre all ihr Glück dahin und nimmer würde es wiederkehren.

Länger als gewöhnlich blieb der Herzog diesmal aus. Ob auch Hedwig alsbald beruhigende Nachricht erhalten, daß ihr Kind gesund und in guter Obhut wäre, machte eine unbezwingliche Angst sie dennoch unstät. Sie sagte zu dem alten Paul, der ihr Muth und Trost einzureden suchte, es wäre ihres Bleibens nicht mehr auf dieser Stelle. Sie ging täglich weiter hinaus in den Forst, dem Herzog entgegen; doch er kam nicht, und ihre Hoffnung wurde matt.

Einstmals wollten die müden Füße sie nicht mehr tragen. Sie setzte sich unter einen Baum und lauschte, so oft ein Blatt bebte. Doch jetzt vernahm Hedwig wirklich den Hufschlag eines Pferdes in schnellem Lauf, und das Herz klopfte ihr ungestüm in der bedrängten Brust.

Der jagende Tritt kam näher, Hedwigs Pulse flogen, sie breitete schon die Arme dem Geliebten entgegen — aber ach! es war sein vertrauter Diener nur, der mit verstörtem Gesicht und athemlos von einem beschleunigten Ritte, den

traurigen Bericht gab, der Herzog wäre todt und jählings gestorben. Hedwig vernahm nichts mehr, da sie diese Kunde vernommen. Sie glaubte das eigene Sterben zu fühlen. Das Blut gerann in ihren Adern und drängte sich nach Innen, als wolle es ihr Herz abstoßen. Ihre Augen schlossen sich dem erlöschenden Lichte dieses unseligen Tages, Glocken summten in der Ferne; doch der angsthafte Ruf des Unglücksboten erlosch vor ihrem Ohre. Sie sank leblos auf das feuchte Moos des Waldes nieder.

Als Hedwig von der tiefen und langen Ohnmacht erwachte, worin jene Nachricht sie gestürzt, empfand sie eine schaukelnde Bewegung. Sie saß in einem Wagen und der alte Paul ihr zur Seite, der durch den Diener des Herzogs von dem Zustande seiner jungen Gebieterin benachrichtiget worden war. Die dunkle Luft des Abends wehete an ihre kalte Wange, der Mond schien bleich, wie der erblaßte Stern ihres Lebens auf den bangen, stillen Heimweg herab. Paul dankte Gott, da Hedwig seufzend athmete. Er brachte sie nach Hause, treu, wie ein Vater sein krankes Kind. Schweigend schonte ihrer der gute Alte; denn er fühlte, jedes Wort müsse wie ein Schwert durch ihre Seele dringen. Aber nichtsdestoweniger handelte er für die Unglückliche. Der Bote hatte ihm gerathen, Hedwig zu vermögen, daß sie diesen Ort schleunigst verließe, wo sie nicht mehr sicher vor der ahnenden Eigenmächtigkeit der Herzogin wäre. Und unter dem gebrochenen Herzen der armen Hedwig schlief eine zweite mütterliche Hoffnung, für welche sie gerettet werden mußte. Aber Hedwig fühlte nur dumpf die Unmöglichkeit, ein Dasein ohne Liebe ferner tragen zu können.

Wie ein abgeschiedener Geist, den das Irdische nichts mehr angeht, ließ sie den Paul schalten und walten und über

sich verfügen, innerlich gewiß, sie werde ihm entschwinden, gönnte sie ihm die Täuschung doch, daß er wesentlich für sie sorge. Er machte von den Schlüsseln zu ihrem Eigenthume solch einen redlichen Gebrauch, daß er sich die Himmelspforte damit öffnete.

Hedwig hatte von den reichen Geschenken ihres fürstlichen Freundes einen Schatz gesammelt, den Paul jetzt vor allen Dingen sicherte. Am dritten Tage war alles zur Abreise gerüstet. Hedwig wankte ohne Willen, ohne Theilnahme in den Wagen; sie wäre eben so in ihr offenes Grab gestiegen. Der alte Paul weinte eine müde Thräne, da er das Hofthor verschloß. Bald war der graue Rittersitz, im düstern Versteck der Forsten, wie versunken, ödes Blachfeld dehnte sich vor Hedwigs matten Blicken aus, und auf den Traum der Liebe folgte ein wüstes Erwachen.

Wir finden unsere Reisenden an der Grenze von B...... wieder, wo sie in einem reizenden Dörfchen ein freundliches Haus bewohnen, welches Paul, da es eben feil stand, gekauft hatte. Hedwigs Gram, still, lächelnd, ohne Klage, durchschnitt dem Greise das treue Herz.

Er sprach von ihrem Sohne, von dem ungeborenen Kinde; aber Hedwig hatte nur die eine Antwort: Gott würde Beider Vater sein. Als der wackere Alte einst lange gestrebt, ihr die lichte Seite des Lebens zu zeigen und ein Gefühl der Hoffnung abzugewinnen, sagte sie: „O Paul! bemühe Dich nicht so um mich! Ich sehe den Himmel offen — die Erde hat nur erborgten Schein. Wer einmal die Seligkeit der Liebe gekostet, wird nicht mehr satt hienieden

von träumendem Genuß oder Thränen. Sieh! ich weine nicht.“

Aber dem Paul flossen die alten Augen über, da er sie so reden hörte. Er flehete, daß Gott alles gnädig wenden möge.

Die gefürchtete Stunde kam. Paul hatte mit großer Umsicht an alles gedacht. Eine erfahrene Hebamme war sogleich da, auch ein schicklicher Beistand in der Person einer jungen Predigerwittwe, die in der Nähe wohnte.

Hedwig gebar nach kurzem Kampf ein liebliches Mädchen. Sie ließ sich das Kind reichen, und ihr Lächeln, womit sie das kleine Engelsangesicht eine Minute lang betrachtete, war und blieb ihm der einzige Silberblick der Mutterliebe. Die Nacht des Todes senkte sich auf Hedwigs Augenlieder nieder, und sie entschlummerte sanft.

In stummem Harme suchte Paul für die Blume des Hauses, dem er seit einem halben Jahrhundert ein treuer Diener gewesen, ein Plätzchen der Ruhe, wo sie, Saat von Gott gesäet, den heiligen Keim verklärter Schönheit entfalten könne, für den großen Tag der Auferstehung. Er fand es unter einem Fliederbaum, der eben zu knospen anfing, und er dachte es sich schön, wenn die saftgrünen Blätter, die blauen Kolben ihren Duft und Schatten über diese Schlummerstätte streuen würden.

Die Predigerwittwe zog zu Paul und übernahm für eine angemessene Belohnung die Aufsicht und Pflege der kleinen Rosa.

Nach zwei Jahren kam die Besitzerin des Gutes, eine Gräfin Rheinau, von ihren Reisen durch Italien und die Schweiz zurück. Sie hatte viel Schönes gesehen; aber bei einem Gange durch das Dorf fesselte sie der Anblick eines

greisen Mannes doch, der nicht wie ein Bauer aussah, und zu dessen Füßen ein holdes, feines Kind im Grase spielte. Die Gräfin blieb stehen. Sie erkannte als eine kunstsinnige Frau bald das silberlockige Haupt des achtsamen Pauls für einen guten, alten Kopf, bald das süße Geschöpf, das er zu hüten schien, für einen echten, kleinen Raphael. Die Neugier der Dame ward rege. Sie erkundigte sich, und die Antwort lautete nicht ganz befriedigend.

Die Gräfin näherte sich nun behutsam und leise forschend, dem Paul und der Wittwe. Sie vermuthete ein Geheimniß vornehmer Abkunft und geheimer Liebe in dem Kinde, zu dem sie unvermerkt eine zärtliche Neigung faßte. Was früher bloß Neugier gewesen, war reines Interesse ihres Herzens geworden. Sie wünschte endlich, daß der Alte ihr das Kind ganz überlassen möchte, und versprach ihm, es wie ihr eigenes erziehen zu wollen.

Obgleich Paul dieses Anerbieten für einen Fingerzeig der Vorsehung hielt, schwankte er doch lange, bis ein Umstand ihn bestimmte. Die Predigerwittwe sollte heirathen, und war dieser Wahl geneigt. Nun willigte er unter der Bedingung ein, daß die Gräfin dem Kinde ihren Namen gäbe, und sie verstand sich dazu.

Die Gräfin Rheinau lebte getrennt von ihrem Gemahl. Ein Sohn, die einzige Frucht dieser unglücklichen Ehe, war dem Vater verblieben. Selten nur war es der Gräfin vergönnt, ihren Sohn zu sehen, und ihr Herz, vielfach gedrückt von harten Erfahrungen in jenem Verhältniß, behielt von Seiten der Mütterlichkeit, wo es so weich und empfindlich war, eine wunde Stelle. Vor allem ängstete sie die Sorge, daß Roderich (so hieß der junge Graf), den finstern,

gehässigen Charakter seines Vaters annehmen werde, da es ihr versagt sei, mildernd auf ihn einzuwirken.

Auch war diese Befürchtung nicht ganz umsonst. Der Jüngling bildete sich zwar an Geist und Körper genug aus; aber dennoch hatte er von dem herben Stolze, dem Mißtrauen und Jähzorn seines Vaters ein reichliches Erbtheil überkommen.

Die Gräfin hatte durch diese unbeglückenden Eigenschaften zu viel gelitten, um sie in ihren Anlagen zu verkennen.

Sie seufzte über ihren Sohn, und bedauerte seine künftige Gattin, wenn diese nicht durch zarte Sanftheit, durch weiche, verzeihende Liebe, seinen hochmüthigen Trotz entwaffnen könne. Ach! die Gräfin wußte wohl, wie wenig sie es gekonnt; doch grambeschwerte Seelen sind oft geneigt, die Schuld widerstrebender Umstände sich selbst beizumessen.

Der Taubensinn der kleinen Rosa, die stille Geduld, das milde Begegnen, die allesumfassende Güte des Kindes, schienen der Gräfin wie vom Himmel in dieses Wesen gelegt, daß jener Zweck erreicht und ihr geheimster Wunsch erfüllt werde. Rosa war ihr lieb und theuer geworden, daß sie keiner anderen Schwiegertochter den Vorzug dieses Namens gegönnt hätte; doch zweifelte sie nicht, daß Rosa für ihren Roderich geschaffen wäre.

Rosa hatte ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, als der alte Paul müde und lebenssatt starb. Da er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sie zu sich rufen. Er drängte seine letzte Kraft in eine Unterredung zusammen, in welcher er ihr die Geschichte ihrer Eltern mittheilte und das Geheimniß ihrer Geburt eröffnete. Er sagte ferner, daß ein Bruder von ihr unter dem Namen Arthur von Rodosall lebe, wobei er seiner Schwester die Verpflichtung auflegte,

diesen Bruder, sollte das Schicksal sie einst mit ihm zusammenführen, mit seiner Herkunft und ihrer geschwisterlichen Verwandtschaft vertraut zu machen. Doch mußte Rosa ihm schwören, Niemand weiter auf der Welt hiervon etwas zu entdecken. Das mütterliche Erbe der, dieses Reichthums unbewußten Rosa hatte die kluge Sparsamkeit des Alten vermehrt und weise angelegt. Ein schöngelegenes Gut in einer einsamen Gegend war vor einigen Jahren auf ihren Namen gekauft und geschrieben worden. Ein redlicher Mann verwaltete es, und die Documente waren in gerichtlichem Beschlusse verwahrt. Auch hinsichtlich der Einkünfte seien zweckmäßige Maßregeln getroffen. Dieses Eigenthum, meinte der Sterbende, solle Rosa als einen Zufluchtsort betrachten, wohin sie fliehen könnte, wenn das Schicksal ihr die Einsamkeit wünschenswerth machen sollte. Denn das Glück sei treulos und wandelbar, wie die Woge der See, und der Mensch müsse in Zeiten, wenn die Hoffnung als ein günstiger Wind das Segel seines Schiffleins bläht, auf einen sicheren Port bedacht sein. Auch über das Verschweigen dieser Besitzung, selbst gegen ihren einstigen Gemahl, nahm der Alte einen Eid von Rosa; dann starb er ruhig und ward zu Hedwigs Füßen begraben.

Zu eben dieser Zeit erhielt die Gräfin die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Jetzt erst fühlte sie sich frei. Ihr Sohn, der als Officier in einer entfernten Garnison stand, schrieb ihr nun öfter, und seine Briefe waren voll einer kindlichen Gesinnung. Er kam von nun an jedes Jahr für längere Zeit auf das Gut seiner Mutter, lernte Rosa näher kennen, und faßte eine heftige Leidenschaft für das liebenswürdige Geschöpf. Die Gräfin war unbeschreiblich

glücklich. Sie sah, wie sich ihr liebster Wunsch ohne all ihr Zuthun von selbst erfüllte.

An Rosa's siebzehntem Geburtstage begleitete die Mutter ihre Kinder an den Traualtar; dann folgte Rosa ihrem Gemahl in den Standort seines Regiments.

Die Gräfin weigerte sich aus mancherlei Gründen, mit in die Stadt zu ziehen. Sobald sie ihr Werk gelungen sah, erwachte ein gewisser unstäter Hang in ihr, dem sie früher nachgegeben hatte, um kränkenden Beziehungen auszuweichen. Sie schloß sich einer Gesellschaft von Kunstfreunden an, um die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji in Augenschein zu nehmen — und während dessen versank daheim ihr mütterliches Glück, das sie für eine Ewigkeit gebaut zu haben wähnte.

Graf Roderich wollte seine junge Gattin bewundert und sich in seinem Glück beneidet sehen. Mit süßem Stolze führte er Rosa in der Gesellschaft auf, und stellte sie vor.

Wie er an die Hand seines liebsten Freundes, des Grafen Arthur von Rodosall, vor ihr stand und ihn nannte, da erbebte die zarte Gestalt unter Schauern der Geschwisterliebe, ihr Auge ruhete mit dem Ausdruck der Liebe auf dem edeln Gesicht ihres Bruders, ihr Busen, geschwellt von dem Geheimniß, welches in seiner stillen Tiefe verborgen lag, wallte ihm entgegen, und der blühende Mund verstummte in unendlicher Rührung.

Dem Grafen Roderich entging die Bewegung nicht, in welche Rosa so sichtlich gerieth; auch Arthur hatte sie bemerkt, und wenn der Jüngling auch zu bescheiden war, um

selbstgefällig auf einen Eindruck zu schließen, der ihm hätte schmeicheln können, so erregte diese Wahrnehmung doch ein höheres Interesse, einen innigeren Antheil an Rosa, und machte das Erscheinen der holden, jugendlichen Frau für ihn bedeutsam.

„Kanntest Du meinen Rodosall schon früher?" fragte der Graf bei ihrer Nachhausekunft seine Frau.

„Ob ich ihn kenne?" antwortete sie aus tiefen Gedanken empor; doch ihres Schwurs eingedenk, setzte sie mit halber Stimme hinzu: „Nein!"

Roderich hatte den ungewissen Ton ihrer Stimme gehört, und sein Glaube schwankte, daß sie Wahrheit spräche. Auch an Arthur richtete er dieselbe Frage; aber ganz bestimmt verneinte dieser sie.

Vielleicht würde der verderbliche Funke des Verdachts, der in Roderichs entzündbarem Gemüthe aufglomm, im ersten Kusse von Rosa's treuen Lippen erstickt worden sein, hätte nicht jedes weitere Zusammenkommen mit Arthur die heimliche Flamme geschürt. Der Graf trug die Hölle der Eifersucht in seiner Brust. Rosa dachte nicht daran, in ihrer zärtlichen Neigung für den Bruder, Rücksicht auf das angestammte Mißtrauen ihres Gemahls zu nehmen. Ihre Augen strahlten Freude, wenn sie auf Arthur sich wendeten; ihre reine, innige Seele war keines Hehls fähig. Nur der Wunsch, daß sie sich ihm in ungestörtem Alleinsein entdecken könne, gab ihrem Benehmen ein gespanntes Streben, was ihr Gemahl für leidenschaftliche Befangenheit nahm. Er war zu stolz, um einen Vorwurf laut werden zu lassen, zuweilen dachte er nur im tobenden Sturm der Gefühle: wenn Rosa sich irgend einer Schuld bloß gäbe, so könnte er losbrechen, und würde stark genug sein, sich von ihr zu trennen. Aber

Rosa ging schuldlos die Bahn eines Engels und der Glanz der Tugend folgte ihren Schritten nach!

Arthur konnte es sich nicht verbergen, daß Rosa ihm eine Auszeichnung zu Theil werden lasse, deren sich keiner aller anderen Männer aus dem Kreise ihrer Bekanntschaft rühmen dürfte. Er erschrak, daß er einen geheimen, sympathetischen Zug zu der Gattin seines Freundes fühlte. Durch das Verständniß der Natur errieth er, daß Rosa ihm etwas zu sagen hätte; aber er scheuete das leise Flüstern der Vertraulichkeit mit einer Frau, die offenbar wohlwollender für ihn gesinnt war, als ihr Gemahl es verträglich mit seiner Ruhe und Ehre hielt. Und Arthur hätte Rosa, deren Ruf ihm theuer war, wie das Licht seiner Augen, gern ewig ohne Wanken ehren mögen.

Ein Jahr ihrer Ehe war verschwunden, als Rosa Mutter einer Tochter ward, welche sie Valeria nannte.

Roderich vergaß für eine Weile im Anschauen seines Kindes die quälenden Zweifel, welche sein Herz nagten; doch bald glaubte er, die Züge seines Freundes in der kleinen Valeria zu erkennen, und es ward schlimmer mit ihm, als vorher. „Sie trägt sein Bild in ihrer Seele!“ dachte er, und dieser Gedanke hätte ihn zum Wahnsinn bringen können. Seine kräftige Gestalt verfiel; der Arzt rieth ihm eine Reise.

Der Graf, unfähig, seinen martervollen Zustand länger zu ertragen, sah in derselben das Mittel, sich Klarheit über das Verhältniß seiner Gattin zu Arthur zu verschaffen, und lehnte es ab, daß Rosa ihn begleite. Die treue Rosa zog nun in einen Garten der Vorstadt, um unter den Blüthen des Frühlings ungestört die Seligkeit der Mutterfreuden genießen zu können. Auch Rosa bemerkte, daß die kleine Va-

leria dem theuren Bruder auffallend ähnlich sähe, und sie freuete sich arglos dieses Spiels der Natur, ohne zu ahnen, wie gefährlich es ihrem Glück sein könne.

Arthur hatte sich seit einiger Zeit zurückgezogen; er kam seltener zu seinem Freunde, und vermied es, Rosa zu treffen. Auch darin sah Roderich nur einen Beweis leidenschaftlicher Schuld; doch Arthur wollte nur den Unglücklichen schonen, dessen Krankheit er nur zu gut kannte, und die liebenswürdige Rosa, wie sich selbst, gegen eine wohlwollende Schwäche in Schutz nehmen. —

Die junge Gräfin glaubte daher die Abwesenheit ihres Gemahls ohne Säumen für ein Vorhaben benutzen zu müssen, das, wie eine gereifte Frucht, nur seinen gelegentlichen Fall erwartete. Kaum war der Graf fort, so schrieb Rosa einige Zeilen an ihren Bruder, und ersuchte ihn, desselben Abends zu ihr in den Garten, worin sie wohnte, zu kommen. Sie hätte ihm ein höchst wichtiges Geheimniß zu entdecken.

Arthur, der sich schon einige Tage unwohl und in einer krankhaften Reizbarkeit befand, las mit schmerzlichem Erstaunen das Billet. Er konnte es nicht fassen, daß Rosa sich so weit vergäße; fast dünkte es ihm unmöglich, daß er sie nicht mehr achten dürfte. Lange schwankte er, ob er gehen solle oder nicht — endlich beschloß er, seinem Freunde das Wort zu reden.

Aber der Jüngling verstummte froh bestürzt, als Rosa ihm sagte, wie nahe sie verwandt wären, und ihm unter Thränen der Rührung die Geschichte ihrer Eltern erzählte. Das hatte er nicht ahnen können. Rein ging die Schwester aus schnöder Verkennung hervor, und stand sanft weinend vor ihm da! — Arthur drückte

sie in sprachloser Freude an seine Brust und hielt sie lange in umschlingenden Armen. Er durfte Rosa lieben, und dies Gefühl war ein heiliges Recht der Natur, eine Pflicht seines Herzens. Doch strebte er, die Schwester zu überzeugen, daß Roderich durchaus ihr geschwisterliches Verhältniß erfahren müsse, als ein fürchterliches Gelächter aus den Gebüschen, die das Gartenhaus umgaben, erscholl. Rosa fuhr zusammen und zitterte und bebte; Arthur legte die Hand an den Degen. Dieses Lachen klang, als ob Satan eben guter Laune wäre. Noch eine Weile blieben die Geschwister zusammen, dann verließ Arthur den Garten, und Rosa war allein. Von heftigen Gemüthsbewegungen angegriffen, und besonders von dem Schrecken, den jene schadenfrohe Stimme ihr erregt, die ihr durch Mark und Bein gedrungen — fühlte Rosa ein Frösteln in ihren Gliedern. Sie schellte unter leichten Schauern und bestellte Thee. Nach langer Zeit, während der die Gräfin in tiefen, träumenden Gedanken geruhet hatte, kehrte die Kammerfrau zurück, ihrer Gebieterin damit aufzuwarten.

Die Tasse erklirrte leise, als sie überreicht ward, und Rosa bemerkte, die Kammerfrau zittere so heftig, daß ihre Zähne zusammenschlugen. „Babet! Du frierst? oder bist Du krank?“ fragte die Gräfin mit theilnehmender Güte. Babet schien von diesem Tone vernichtet. Sie wendete das bleiche Gesicht ab, ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, und ohne zu antworten, eilte sie zur Thür hinaus.

Die Gräfin war von dieser Seltsamkeit betroffen. Sie hoffte, die Kammerfrau werde wiederkehren, ihren Dienst zu versehen; doch Babet kam nicht. Von einer wunderbaren Müdigkeit beschlichen, lehnte Rosa, in völligem Anzuge noch,

sich in die Kissen des Sophas zurück, eine nie empfundene Schwere lähmte den zarten Körper, und mit bleiernem Gefieder deckte sie der Schlaf.

Wie wenn ein Traum der Seele Flügel leiht, die sich dann mit einem schreckhaften Rucke auf dem Boden der Wirklichkeit besinnt, so erwachte Rosa und glaubte noch zu fliegen; denn der Reisewagen, in dem sie sich befand, eilte pfeilschnell dahin. Sie strebte nach klarem Bewußtsein; aber ein dumpfer Kopfschmerz, den sie fühlte, hinderte sie, ihrer Erinnerungen deutlich mächtig zu werden. Endlich schwebten ihr trübe Bilder vor, sie gedachte des gestrigen Abends und an das sonderbare Benehmen der Kammerfrau, eine gräßliche Ahnung zuckte durch ihr Herz. Sie schrie entsetzt auf, wohin man sie führe. Keine Antwort erfolgte. Bei der Bewegung nach dem Schlage des Wagens glitt ein Päckchen von ihrem Schooße. Sie riß es auf, ein Brief fiel heraus. Rosa las, und der Inhalt flirrte ihr vor den Augen.

„Unwürdige!

Erkenne in der sanften Art, womit ich ein Band löse, das mich entehrt hat und mich ferner an die Schmach knüpfen würde, die Achtung für meine Mutter, deren Schützling Du warst und die schwerlich ahnen mochte, daß sie eine Schlange in ihrem Busen wärme, welche die Ruhe ihres Sohnes einst zu Tode vergiften würde. Wir sind getrennt auf immer! Nie siehst Du mich, nie Valeria wieder. Dein Zurückkehren, Dein Forschen wäre vergeblich. Ein unschädlicher Schlaftrunk

befreiete mich von Dir, und verbirgt das Geheimniß meiner Schande und Deiner Schuld in der Ferne.

Dieser Wagen ist bestimmt, Dich bis an die Grenze zu bringen, von wo aus Du Deinen Aufenthalt selbst wählen mögest; die beifolgenden Papiere werden Dich lebenslang vor Mangel schützen. Gott verzeihe Dir, daß Du mich elend machtest! — Lebe wohl, wenn Du es vermagst!

„Roderich, Graf von Rheinau.“

Der unglücklichen Rosa schwanden die Sinne; in einem gänzlichen Stillestand der Gedanken war sie einige Minuten betäubt und fühllos für diesen Schlag des Schicksals. Aber diese traurige Wohlthat dauerte nicht lange.

„Großer Gott! was habe ich denn verbrochen, daß man so grausam mit mir verfährt?“ rief sie, rang die Hände, und blickte verzagend in dem engen, dunkeln Gefängniß des Wagens umher. Den Himmel konnte sie nicht sehen —; doch fiel sein Licht in ihre Seele. Es ward ihr plötzlich klar, daß Roderichs Reise nur vorgeblich gewesen, daß er sie in den Armen ihres Bruders belauscht und für treulos gehalten habe. Jenes Gelächter der Verzweiflung hallte in ihrem Gedächtnisse wieder, und jetzt auf einmal wußte Rosa, wem diese Stimme gehört. Die Angst schärfte ihr Nachdenken, und sie ward hellsehend genug, um genau zu wissen, daß der Argwohn ihres Gemahls in dem Augenblicke entstanden sei, wo sie Arthur zum ersten Male gesehen. Roderich war ihr nun kein Räthsel mehr, und sie bedauerte ihn, daß er die Mutter seines Kindes einem mitleidswerthen Wahne aufopfere. Und als sie dem Leidenskelch bis auf den tiefsten Grund geschaut, ließ der Engel des Bewußtseins einen Tropfen Stärkung in die herbe Fülle ihrer Schmerzen

fallen. Sie tröstete sich der Gerechtigkeit Gottes, und wer ist je zu Schanden worden, der auf Ihn gehoffet hat? —

Sie raffte sich zu irgend einem Entschlusse empor; das Gütchen fiel ihr ein, welches Paul für sie gekauft; wie segnete sie ihn jetzt dafür! Dorthin wollte Rosa und ihre Rechtfertigung nachsuchen.

In dem nahen Grenzstädtchen entließ sie den Kutscher und nahm ihren Weg mit Extrapost weiter.

Die einsame Schönheit ihres Gutes überraschte Rosa, ohne sie zu freuen; es war ihr nur lieb, das herrschaftliche Wohnhaus still und abgelegen, wie eine Einsiedelei, zu finden. Einige hülfreiche Zufälle setzten die Gräfin in den Stand, sich als Eigenthümerin zu zeigen.

Der bisherige Verwalter, ein Mann von schlichter Redlichkeit, bot alles auf, sich seiner jungen Dame treu und ergeben zu beweisen; es war ihm voller Ernst mit dem Wunsche, sie zufrieden zu stellen. Doch Rosa's Busen war jeder heiteren Regung verschlossen, in ihrem Herzen wohnte nur der Gram. Sie war kaum fähig, sich mit irgend etwas zu beschäftigen; ihre Seele mattete sich in wachen Träumen ab, und die Sehnsucht nach ihrem Kinde zehrte an der Kraft ihres Lebens.

Ein Jahr schlich der Gräfin in gezählten Stunden, in Thränen, wie der Sand am Meere, peinlich langsam vorüber. Jetzt konnte Rosa das heftige Verlangen, etwas von den Ihrigen zu erfahren, nicht länger überwinden. Sie entdeckte dem Verwalter so viel von ihrem traurigen Geschick, wie für ihn zu wissen nöthig war; wenn er ihren sehnsüchtigen Wunsch, Erkundigungen einzuziehen, erfüllen sollte.

Der wackere Mann hätte das Leben für die junge Grä-

sin gelassen. Ihr Unglück dauerte ihn sehr, und willig verstand er sich zu der Reise als Kundschafter. Die Nachrichten, welche er an Ort und Stelle sammelte, waren jedoch nicht danach, daß sie die Gräfin hätten beruhigen können. Graf Rheinau war seit jener Zeit fort aus seiner Garnison, nachdem er einen Officier, der sein Busenfreund gewesen, im Duell getödtet haben sollte, weil dieser mit seiner Frau habe entfliehen wollen. Von dem Kinde, das ein bösartiges Friesel bekommen, das eben damals epidemisch war, wußte man nicht genau, ob es am Leben geblieben.

Der Gesandte der Gräfin wollte hierbei das Gewisse für das Beste nehmen. Er beurtheilte das Gefühl der armen Rosa nach seinen eigenen Empfindungen, und so meinte er denn, sie würde sich eher fassen und aufrichten unter der beugenden Schwere des Grams, wenn sie das Schlimmste erführe und die Gegenstände ihres Kummers außer dem Bereich ihrer irdischen Wünsche und Sorgen wüßte. In dieser Absicht ließ er der Gräfin auch nicht den kleinsten armen Zweifel der Hoffnung. Aber mit Schrecken sah er, daß er Uebel angerichtet hätte. Eine gefährliche Krankheit brachte Rosa an den Rand des Grabes; ihre Jugendkraft rettete sie, doch wandelte sie wie ein Schatten, der nicht mehr zu den Menschen gehört und sich einsam fühlt auf Erden. Ihre Sehnsucht war der Tod. Doch ward ihr — wie ein hehrer Sänger sagt: „Freude des Himmels! wenn wir sterben, empfahen wir so. Wir hoffen vom Elend auszuruhen, und uns wird Wonne Gottes gegeben!“

Wieder eine geraume Zeit war verflossen, als an einem milden Herbsttage die Gräfin sich auf einem weiten Spaziergange verirrte. Es dünkte ihr, sie vernähme aus der Ferne ein dumpfes Wimmern. Sie näherte sich der Gegend, und

jener ängstliche Ton verstärkte sich zu einem lautaushallenden Weheruf. Rosa beflügelte ihre Schritte und fand auf einem Lager von Moos ein junges Weib, welches heftig mit den Schmerzen der Geburt rang.

Ein schlanker, jugendlicher Mann in seltsamer Tracht, wie die Frau, war ängstlich um sie beschäftiget; Beide schienen von dem Klima einer fremden Zone gebräunt und einem Stamme anzugehören, welcher der Gräfin unbekannt wäre.

Als Rosa schwebenden Schrittes, der zu Hülfe eilte, aus dem Gebüsche hervortrat und sich den Bedrängten näherte, da war es ihnen, als öffneten sich lichte Wolken und ein Engel verlasse um ihretwillen seinen Wohnsitz, den Himmel, ihnen beizustehen. Die zarte Gestalt, die ätherische Bläße des lieblichen Gesichts, der dunkle Augenblick der Noth, verklärte ihnen die Erscheinung der Gräfin; endlich überzeugten sie sich, daß es ein Wesen menschlicher Art, aber voll Trost, voll milder Güte sei. Rosa erfuhr, daß es Zigeuner wären, welche sich mit ihrer Gesellschaft seit mehreren Wochen in diesem Waldgehege aufgehalten hätten, und an diesem Tage durch ein militairisches Commando aus der nächsten Stadt zu schleunigem Abzug über die Grenze befehliget worden wären. Unglücklicherweise habe Antonie (dies war der Name der jungen Zigeunerin) das Nahen ihrer Stunde gefühlt und nicht mit aufbrechen können. Der Menschlichkeit des Officiers vom Commando verdanke Ludoviko, Antoniens Gatte, die Erlaubniß, mit seinem jungen Weibe zurückbleiben und jene heilige Bedrängniß abwarten zu dürfen.

Nachdem die Gräfin von diesen Umständen unterrichtet war, gab sie ihren Siegelring dem Ludoviko, daß er mit dieser Beglaubigung zu ihrem Haushofmeister eilen und Pferde, Wagen und Betten und

alles, was sonst etwa nöthig wäre, die kreißende Frau bequem fortzubringen, von dem vorsichtigen Alten erlangen könne. Ludoviko flog auf Flügeln der Angst und der Liebe.

Als er zurückkehrte, fand er seine Antonie von der Gräfin, wie Amanda von der Feenkönigin bedient; ein wohlgebildetes Knäblein wand sich auf dem weichen Moosbette und Titania-Rosa hielt der vergehenden Mutter ein Büschel Kräuter vor, daß der starke Duft ihre Lebensgeister nicht entfliehen lasse. Ludoviko stürzte in zitternder Freude an den Boden und küßte die Füße der gräflichen Wehemutter. Ein echter Sohn der Natur, entzückte der Anblick seines erstgeborenen Kindes ihn nicht weniger, weil der Wald ihm nur ein luftiges Obdach wölbte; die Augen des kleinen Wesens waren ihm des Schicksals Sterne, und er las nur Glück und Wonne darin.

Die Gräfin pflegte mit samaritischem Erbarmen der schwachen Wöchnerin und ihres Kindes. Nach sechs Tagen konnte Ludoviko mit der Beruhigung scheiden, daß Antonie auf dem besten Wege zu ihrer völligen Erholung sei, und er verließ sie mit der Abrede, daß er sie nach einer festgesetzten Frist abholen wolle, wenn Antonie nicht vor dieser Zeit bei ihren Landsleuten einträfe. Auch für diesen Fall gab Ludoviko seiner Frau die nöthigen Weisungen.

Da es zum Scheiden kam, warf Ludoviko sich vor der Gräfin wie vor einem Gnadenbilde nieder und versuchte, ihr zu danken; aber er vermochte es nicht zu seiner eigenen Genüge. Er sagte nur, daß es ihn über alles glücklich machen könnte, wenn er gewürdiget wäre, der milden Wohlthäterin irgend einen wesentlichen Dienst zu leisten.

In diesem Worte der Erkenntlichkeit glaubte Rosa die Stimme Gottes zu hören. Ein schneller Gedanke belebte

ihre matte Seele. Er könne ihr überschwenglich vergelten — sagte sie mit ausbrechenden Thränen und reichte Ludoviko die zarte Hand. Sein Blick flog wie ein Blitzstrahl, ihre Befehle zu erfüllen, in seiner Miene lag ein Schwur des Gehorsams und der Treue.

Die Gräfin erzählte ihm hierauf ihre unglückliche Geschichte. Sie vertrauete dem Zigeuner. Haben nicht selbst Unglückliche, denen, verstoßen von der Welt, verfolgt von blutgierigen Feinden, keine andere Zuflucht blieb, als die Höhle des Löwen, Schutz und Großmuth bei den wilden Thieren des Waldes gefunden? — Und dieser Ludoviko, ob auch ein Wegelagerer, war ein wahrer Mensch!

Hierauf entdeckte Rosa ihm ihren Wunsch, daß er nach dem Gute Rheinau gehen, die Gräfin Mutter erfragen, und in einer geheimen Unterredung Kunde von dem schrecklichen Schicksal der verkannten Schwiegertochter bringen möge. Und mit Wärme schildern, wie sehr die Arme sich sehne, ihre nie versiegenden Thränen an dem treuen Mutterbusen weinen, und in Rheinau sterben zu können! —

Ludoviko legte die Hand auf sein Herz; es klopfte Gewähr, daß er seine Sache wohl bestellen werde. Dann nahm er Abschied, und wenn das Mitleid mit der jungen, bedauernswerthen Gräfin seine freie Brust belastete, daß er tiefer athmete, so beflügelte der Drang, ihr zu helfen, seinen Weg, und die geheime Feder der Ahnung gab seiner Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, höhere Schwungkraft."

„In den Gängen des herrschaftlichen Gartens zu Rheinau ging Graf Roderich tiefsinnig auf und nieder. Sein Gemüth, voll düsteren Gram, empfand nichts von der Schönheit dieses herbstlichen Morgens; gleichgültig schritt sein Fuß über den Boden hin, den hier und da schon ein falbes Blatt bedeckte, und das sanfte Wehen der Luft kühlte ihm den heißen Schmerz der Wunde nicht, die tief im Herzen brannte und nicht heilen wollte.

Jetzt warf er sich auf eine Bank unter dem Schatten der Bäume und zog Rosa's Bild aus dem Busen. Der sanfte Mondblick dieses lieblichen Gesichts strahlte Frieden in seine Seele; es ward eine Stille in seinem Gewissen, und leise bewegte die Woge des Gefühls seine stürmende Brust. Das Bild wankte hinter einer aufsteigenden Thräne, der Graf sah sein verstoßenes Glück, seine Schuld durch diesen trüben Schleier, und sprach für sich: „Ob Du noch lebst, meine Rosa? oder ward ich Dein Mörder? Hassest Du mich, den ein fürchterlicher Irrthum elend machte, oder hast Du mir in Deinem heiligen Liebessinne verziehen? Wenn mir ein Engel diese Frage lösete und mir sagte, ich würde Dich wiedersehen! o Gott!"

Da rauschte es im Gebüsch, und eine hohe, männliche Gestalt von fremdartigem Ansehen stand plötzlich vor dem Grafen, beugte sich ehrerbietig und sagte mit feierlichem Ton:

„Sie lebt, die Du beklagst! bald wirst Du schauen
die fleckenloseste der schönen Frauen!"

Dem Grafen rieselte ein Schauer durch die Glieder, als sähe er einen Geist. Er fuhr entsetzt in die Höhe und stammelte zitternd hervor: „Wer bist Du? sage mir, wer da lebet, und von wem Du redest —?"

Roderich schlug unwillkürlich das wilde Auge nieder; denn der durchdringende Blick des fremden Mannes bohrte wie ein Dolch in sein Gewissen. Und die Antwort lautete:

„Diejenige, die in der keuschen Brust
nur Dir bewahrt der Gegenliebe Lust;
doch anders glaubtest Du im blinden Wahn,
drum mußte Sie den Schlummertrank empfahn!“

Der Graf erblaßte.

„Heiliger Gott!“ rief er, „bist Du ein höheres Wesen? oder willst Du mich erschrecken, um einen mir noch unbekannten Zweck zu erreichen? woher bist Du der Vertraute meiner Schuld und Schmerzen? woher kennst Du jene Unglückliche und ihr Schicksal, mein heilloses Werk? — Sage an, wie viel oder wie wenig Du weißt!“ wie lautet ihr Name? von welcher Farbe sind ihre Augen, ihre Haare?—“

Der Fremde machte einen kleinen Gang zurück, schon glaubte Graf Rheinau, er flüchte sich aus Unwissenheit — doch als er mit starren Blicken den räthselhaften Fremdling begleitete, sah er ihn eine einsam blühende Spätrose pflücken. Mit dieser kehrte er zurück, hielt sie dem Grafen vor, und sprach:

„Dies ist ihr Name und ihr treues Bild!
wie Rosenduft ihr Walten sanft und mild.
In dunkeln Augen schwimmt der Thräne Glanz,
und schwarze Locken drückt der Dornenkranz.“

Den Grafen wehete ein Grauen an. „Du vermagst richtigen Bescheid zu geben,“ erwiederte er langsam und nach Fassung ringend. „Doch, wenn Du nun aber alles weißt,“ setzte er hinzu, „o! so sage mir auch, hat Rosa — dem Ver=

brecher vergeben? Darf ich hoffen, sie jemals — und mit ihr die Ruhe meines Herzens wiederzufinden? —"

Wie wenn ein Sonnenstrahl die ernsten Züge des Fremdlings erhellte, verklärte sich sein braunes Gesicht in stiller Freude. Er antwortete mit gerührter Stimme:

„Sie hat verziehn! so ist der Engel Weise;
Sie naht — mit ihr Dein Frieden süß und leise!"

Roderich sah bei diesen prophetischen Worten den Himmel offen. Mit einem Gefühle, das ein Schatten der göttlichen Traurigkeit des Abbadonna zu nennen wäre, dachte er, daß die Liebe ihn erlösen könnte. Sein Herz bebte in dieser Hoffnung. Er sprach: „Fremdling! gehörest Du der Erde an, so fordere mein halbes Eigenthum zum Dank dafür, daß Du eine Felsenlast von meiner Brust wälztest. — Bist Du ein Gaukler und Wahrsager, so nimm die Belohnung mit Dir, daß ich an Deiner Kunst von einem schweren Grame genese. Wärest Du aber nur ein Phantom — hätte ein entstehendes Fieber Dich erzeugt, o! so wollte ich, Du würdest mir ein Bote des Todes; ich stürbe selig! — Reiche mir Deine Hand!"

Ludoviko —, denn unsere Leserinnen zweifeln nicht, daß er es war — drückte die seinige herzlich; lächelnd zog er, ehe der Graf es hindern konnte, einen einfachen Goldring, den Rosa ihm in der Zeit ihrer jungen Liebe geschenkt, von Roderichs Finger und war schnell damit verschwunden.

Als Graf Rheinau in finsterm Argwohn seine Gattin belauerte, und sah, daß in tiefer Dämmerung, zu einer Zeit, wo jede sittliche Frau den einsamen Besuch des jugendlichen

Hausfreundes verschmäht, wäre es auch nur, um bösen Schein zu vermeiden — Arthur in den verbergenden Mantel gehüllt, heimlich in Rosa's stille Gartengemächer schleiche, da bedurfte es keines anderen Beweises mehr, um ihn zu überzeugen, daß er von seinem Freunde, seiner Gattin verrathen wäre. Doch zügelte er die schäumende Wuth und verbarg sich in dem Schatten der hohen Kastanien, welche das Gartenhaus umgaben. Hier konnte er, durch einen verschobenen Vorhang dazu begünstiget, die ganze Scene zwischen Arthur und Rosa sehen. Er sah seine Frau leidenschaftlich bewegt, die frohe Bestürzung ihres vermeinten Buhlen, die lange, innige Umarmung, in die sie versanken. Während die glücklichen Geschwister den Himmel reiner Freude in ihre schuldlosen Herzen aufnahmen, tobte in Roderichs Brust die ganze Hölle. Hatte er doch selbst mit eigenen Augen seine Schande gesehen, wie konnte noch ein leiser Zweifel dagegen aufkommen? — Der väterliche Dämon, den Rosa's sanfter, liebender Geist an Ketten gelegt, riß sich in diesem Augenblicke los, und hauchte schadenfroh dem unglücklichen Roderich einen Gedanken der Rache ein. In fürchterlicher Freude darüber brach der Graf in jenes entsetzliche Lachen aus, das Rosa und ihren Bruder so sehr erschreckte.

Auch Babet, die Kammerfrau, hatte es gehört, sie wollte es sehen, was es bedeute, und trat neugierig in den finstern Schatten der Bäume. Da faßte des Grafen starker Arm die zitternde Alte, er drohete ihr, sie zu erwürgen, wenn sie einen Laut von sich gäbe. Darauf preßte er ihr einen Schwur ab, alles zu thun, was er von ihr verlange. Babet schauderte, als der Graf ihr sein Vorhaben entdeckte; aber sie hatte einmal geschworen. Dann eilte er in die

Stadt zurück. Durch eine Rolle Gold vermochte er einen armen Apotheker, ihm einen Schlaftrunk, der länger als zwanzig Stunden wirke, zu überlassen; nun ging er in sein Haus und siegelte mit verachtender Großmuth reiche Papiere für Rosa ein, wobei er jene Zeilen schrieb, die unsere Leserinnen bereits kennen. Dies geschah in furchtbarer Eile, denn die Rache der Eifersucht ist schnell, gleich dem Wetterstrahl, der Verderben über die friedliche Wohnung des Glückes bringt.

Der Graf hatte an Arthur eine Ausforderung gesendet, er erwartete ihn an der Grenze seiner Güter. Doch der Geforderte blieb aus — weil er an demselben Tage an den ernsten Marken seines Lebens stand. Arthur, der sich schon längere Zeit unwohl gefühlt hatte, war bald nach seiner Zurückkunft aus dem Garten von einem hitzigen Fieber ergriffen worden und schwebte in höchster Gefahr. Nur die Kraft seiner Jugend und das treue Bemühen eines jungen Arztes retteten ihn. Eben dieser Arzt, der das frühere freundschaftliche Verhältniß zwischen Arthur und Roderich kannte, schrieb an den Grafen Rheinau, und meldete ihm den bedrohlichen Zustand des Patienten, den eine große Gemüthsbewegung, wo nicht verursacht, doch gewiß bis zu diesem äußersten Grade fieberhafter Aufregung verschlimmert habe. Der Kranke habe in seinen Phantasieen ausgesprochen, daß er in der Gräfin Rosa eine nie geahnete Schwester gefunden; in jedem lichten Augenblicke verlange er sehnsuchtsvoll nach seinem Freunde, der hiermit schleunigst an das Lager Arthurs berufen werde, wo seine Gegenwart dringend nöthig scheine.

Diese Nachricht betäubte den unglücklichen Roderich; eine grauenvolle Helle, wie Feuerschein, ging vor ihm auf, und

er selbst hatte den Brand geschleudert, der die Ruhe seiner Seele verzehrte! und diese Flammen waren unlöschbar, wie der lodernde Pfuhl des ewigen Gerichts! — Der Graf verhüllte sein Gesicht vor diesem Gedanken. Er ließ seinen flüchtigsten Renner satteln, und ritt in sausendem Galopp nach der Garnison. Es war, als ob der Tod auf Flügeln des Sturmwindes ankäme; denn das Gefühl der Schuld hatte Roderichs Züge tief entstellt. Aber Arthur fing an zu genesen; matt streckte er dem Freunde die Arme entgegen und nannte ihn Bruder. Ach! da erfuhr Graf Rheinau alles! wie unschuldig die verstoßene Gattin gewesen, wie treu ihm, ihrem grausamen Richter, wo nicht vielleicht ihrem Mörder — in der zärtlichsten Liebe! — Sein Geist war nahe daran, zerrütteter noch zu werden als sein Körper; doch Arthur nahm sich mit tröstender Freundschaft des Unglücklichen an, und trauerte still, ohne Vorwurf für den, der sie ihm geraubt, um die verlorene Schwester. Es war vergebens, daß Rosa zwei Jahre hindurch unablässig gesucht wurde, denn Graf Rheinau sollte leiden, was er verbrochen, und aus dem fruchtbaren Boden der Reue sollten ihm mildere Tugenden und heilige Entschließungen hervorsprießen.

Jetzt wurde die Gräfin Mutter von ihren Reisen zurück erwartet. Roderich reiste ihr mit der kleinen Valeria auf das Gut Rheinau entgegen, und Arthur hatte versprochen, in einigen Tagen dorthin nachzukommen; denn der Graf bedurfte in der That eines Beistandes gegen seine Mutter, wie gegen sich selbst. Der Stolz Roderichs, der edle Trotz seines Charakters war gebrochen. Er zitterte vor der Ver=

antwortung, die ihm bevorstände, er fürchtete das Zürnen seiner Mutter, ihren Anblick, ihre erste Frage nach Rosa.

Hier war es nun, wo Ludoviko die alte Gräfin suchte, aber nur ihren Sohn fand, dessen trauriges Herz er mit Hoffnung erquickte, und es so auf größere Wonne vorbereitete. Ludoviko kehrte hierauf mit dem Ringe, der ihm als Pfand der Wahrhaftigkeit dienen sollte, zu dem Aufenthalte seiner Antonie zurück, um auch da ein gebeugtes Gemüth zu den seligsten Erwartungen emporzuheben, und langte glücklich am Abend vor der Abreise der beiden Frauen an.

Voll herber Wehmuth lehnte die Gräfin Mutter am Morgen nach ihrer Ankunft an einem Monumente von röthlichem Marmor, das Roderich zu dem Andenken seiner Gattin auf ihrem Lieblingsplätzchen im Garten hatte errichten lassen. Der Name Rosa nur war der Schmuck des einfachen Denkmals; genug für die, welche sie gekannt und geliebt.

Die Gräfin ließ warme Thränen der Liebe um das Schicksal ihrer holden Tochter, um das schwere Verhängniß ihres Sohnes, auf den kalten Stein niederrollen. Sie seufzte, daß sie ihren Einzigen zum Unglück geboren, und wünschte in der Ferne gestorben zu sein, ehe dieser Stein zu dem Begräbniß der lebenden Rosa sich auf ihr Herz gewälzt hätte.

Da öffnete sich die eiserne Gitterthür des Gartens, und ein paar weibliche Gestalten schwebten herein. Die Gräfin konnte von Weitem nichts deutlich erkennen, sie verließ ihren Platz, um die Ankömmlinge in näheren Augenschein zu nehmen. Die eine der Frauen trug eine Mandoline, die andere, von zarterem Wuchs, an buntgewirkten Bändern, die über die schmalen Schultern liefen, einen feinen offenen

Korb voll Blumen aller Art. Der frische Glanz ihrer Farben und die sonderbare Mischung, worin die schönsten Blüthen aller Zonen und Jahreszeiten vereiniget waren, deutete darauf hin, daß die Flora des Paradieses hier gesammelt wäre.

Die braune Schöne stimmte ihre Mandoline und begann zu singen:

„Kaufet Blumen, hohe Herrschaft,
Denn des Herzens Frühling naht!
Wilder Stürme Schrecken fliehen,
Weit hinweg die Wolken ziehen,
Und es sproßt die Thränensaat!

Wollt Ihr Lilien? wollt Ihr Nelken?
Wollt ihr Blumen, die nicht welken?
Auch die Immortell' ist da!
Und die schönste aller Rosen,
Mit des Friedens lindem Kosen,
Ist dem Sehnenden ganz nah!“

Dieser Gesang, von einer anmuthigen Stimme vorgetragen, lockte das Kind herbei. Die kleine Valeria entriß sich der Hand ihres Vaters und hüpfte vor Freuden, daß ihr die goldnen Locken um das glühende Gesichtchen flatterten. Sie griff mit vollen Händchen in den Blumenkorb, faßte aber nur ein Burgunderröschen, und sagte mit holdaufschauendem Blick: „Bitte! gieb mir diese ganz kleine Rose!“

Die Blumenträgerin zuckte nach der Kleinen hin, die erschrocken zurückfuhr, und ihren bescheidenen Raub nur um so fester hielt. Ein Seufzer — die Lippen, welche ihn aus-

gehaucht, entfärbten sich, und die reizende Fülle des Korbes bedeckte eine ohnmächtige Gestalt, wie wenn Blumen über eine Leiche gestreuet wären. Valeria schrie kläglich auf, da sie die Fremde und ihre schönen Blumen fallen sah.

Rosa erwachte in den Armen der Ihrigen. Wer aber möchte diesen Blick beschreiben wollen? — So wird es sein, wenn wir einst am Quell der Seligkeit, die Unsrigen wiederfinden, rein von irdischer Schuld, weggewischt alle Thränen von verklärten Wangen, geläutert für den Himmel! — Die Gräfin, ihr Sohn und Arthur, fühlten sich über allen Ausdruck glücklich; selig allein war Rosa, denn sie hatte schuldlos gelitten, und jede stillgetragene Pein macht himmlischfroh und engelrein.

Ludoviko und Antonie waren ihren ehemaligen Verhältnissen entfremdet worden. Die Gräfin behielt es sich vor, sie zu belohnen, und als bald darauf ihr Haushofmeister starb, gab sie dem Ludoviko mit dieser Stelle einen ehrenden Beweis ihres Vertrauens, wie ihrer Dankbarkeit. Auch durfte Rosa diese Großmuth nicht bereuen. Ludoviko hielt treue Aufsicht über das Gut, und der Ertrag desselben, sorglich von ihm vermehrt und bewahrt, brachte die Gräfin zu der befriedigenden Ueberzeugung, daß Wohlthun Zinsen trage — tausendfältige! — Die Ernte wogte wie ein goldnes Meer, und Rosa's Busen wallte, die Armen zu segnen, daß sie satt würden und nicht Mangel hätten.

Jedes Jahr verlebte die Gräfin einige Wochen auf diesem einsamen Gute, wo der Geist der Demuth ihr in der Erinnerung vergangener Leiden die Weihe ihres gegenwärtigen Glückes gab und seine Dauer verbürgte.

October.

„Guten Morgen, mein lieber Bruder!“ grüßte der Regierungs-Secretair Arnold den Referendarius Sanft, als sich Beide in der Frühe eines heiteren October-Morgens begegneten. Sie standen an dem Brunnen des Marktes, wo der alte Neptun seit grauer Zeit den Dreizack sprudeln ließ und das plätschernde Geräusch des Wassers in das Zusammentreffen der Freunde mischte. Der Referendarius erwiederte zwar freundlich, doch in fortstrebender Kürze den Gruß des sprachseligen Arnold; aber dieser schlang seinen Arm um den Eilfertigen, und sagte: „Weißt Du auch, Brüderchen, daß wir in drei Tagen unsere Luna feiern, und daß ich diesmal Director bin?“

Sanft erinnerte sich. „Wir haben,“ fuhr der Secretair fort, „heute Abend Versammlung bei dem Doctor Sultan, und ich denke die Gesellschaft mit einem köstlichen Einfall zu überraschen.“

„Der wäre?“ fragte der Referendarius wie in Zerstreuung. Arnold antwortete: „Du hörst ja, mein sanfter Freund, daß ich damit überraschen will. Zeige also, daß Du Deinen Namen in Wahrheit führst und bleibe gelassen, wenn ich Dir vor der Hand näheren Aufschluß versage. Wer die Zeit erwartet, bekommt endlich alle Briefe zu lesen.“

„O! ich bescheide mich gern!“ entgegnete Sanft lächelnd, und ließ sich nun länger nicht halten. Kaum war er einige Schritte gegangen, als wieder ein Bekannter, der

Referendarius Weiher, aus der Thür des Hauses trat, in welchem er wohnte. Einige Worte wurden gewechselt. Sie gingen selbander die Straße hinauf.

„Ich gehe,“ sagte Weiher, „mich zu dem erledigten Syndicat zu melden, und wäre der Glücklichste, wenn des Himmels Segen mich auf diesem Wege begleitete. Viele Mitbewerber fürchte ich nicht; die meisten schreckt das Uebermaß von Arbeit, manche die unangenehmen collegialischen Verhältnisse. Ich scheue weder das eine, noch die andern! Zu schön blühen Rosen unter diesen Dornen. Erhalte ich das Amt, so lasse ich zuvörderst den berühmten Augenarzt aus A... holen und meine blinde Mutter operiren. Und dann — dann —“ ein inniger Händedruck begleitete das zweite Dann, das Sanft sehr wohl verstand, wenn es auch ohne Nachsatz geblieben, denn er vermuthete mit Grund, daß seine Schwester Elfriede von Weiher geliebt werde.

Unter diesem Zwiesprach hatte Sanft die Farbe gewechselt und den gestreckten Schritt verkürzt. — „Ich wünsche Dir von Herzen den glücklichsten Erfolg, Freund!“ sagte er mit bedeutendem Tone, und wendete langsam den Fuß nach einer Seitenstraße, während Weiher in freudiger Hast zum Präsidenten eilte.

Elfriede stand am Fenster und harrete ihres Bruders. Er war dem holden, verlassenen Mädchen mehr als das, ein liebender Vater und Versorger. Der Referendarius hatte mit Friedchen unter einem Herzen geruhet, aber von väterlicher Seite waren sie Stiefgeschwister. Doch der edle Geist, die wohlwollende Seele der Mutter hatte sich auf ihre

Kinder fortgeerbt, und willig theilte nicht nur der Bruder sein kleines Vermögen mit der ärmeren Schwester, die vom Glück vergessen, nur reich von der Natur bedacht war, sondern er that noch mehr, indem er die schutzlose Waise zu sich nahm, um sie nicht fremder Unbill auszusetzen. Dabei mußte er aber in Rücksicht auf den Ruf oder die Ruhe der aufblühenden Schwester sich in das Verhältniß eines jungen zurückgezogenen Ehemannes setzen und auf manche Freiheit verzichten. Nur wenige seiner Bekannten durften ihn besuchen, und diese nur bedingungsweise. Friedchen vergalt ihres Bruders treue Fürsorge durch ein gleiches Gefühl und durch die liebenswürdigste Bescheidenheit. Die Geschwister Sanft (denn auch Friedchens Vater, ein Verwandter des ersten Mannes ihrer Mutter, hatte so geheißen) waren allgemein als ein Vorbild reiner Sitten und musterhafter Eintracht gekannt und geschätzt.

Jetzt sah Friedchen ihren Bruder kommen. Sie blickte forschend in sein Gesicht, er aber legte gleichmüthig Hut und Stock und ein Volumen Acten aus der Hand, und sagte: „Mich hungert, Friedchen; wollen wir nicht essen?“

Seine Schwester antwortete: „Ach! mir vergeht der Appetit über dem Wunsche, zu wissen, wie es mit Dir stehe?“

„Ich habe mich nicht gemeldet,“ erwiederte der Referendarius mit leiser Stimme, „weil sich ein Anderer melden wollte, der das Amt nöthiger noch als ich bedarf, Weiher!“

Eine Flamme schlug in Elfriedens zarten Wangen auf. „Weiher?“ fragte sie, und senkte das schöne Auge zur Erde nieder.

„Ja, Weiher!“ wiederholte ihr Bruder, und setzte seine Rede fort; „er will und kann, erhält er die Beförderung, der blinden Mutter das Licht durch einen berühmten Arzt

geben lassen, ihr Auge wird sich öffnen, um das Glück des geliebten Sohnes zu sehen, der dann sogleich heirathen will."

„Heirathen?" fragte Friedchen noch einmal, „und das sagte er Dir?"

„Mit Worten nicht, meine kleine Echo," entgegnete Sanft, „aber ich verstand ihn doch." Er streichelte Friedchens glühende Wange.

Elfriede küßte die liebkosende Hand des Bruders und sagte: „Und Du — durch die Gunst und das Versprechen Deiner Gönner zu den schönsten Hoffnungen berechtiget, Du tratest freiwillig zurück?"

„Zurück," versetzte der Referendarius, „in meiner Bewerbung um das Amt; aber vorwärts auf der Bahn des Guten, an deren Ziel mir der Kranz der Selbstzufriedenheit und der Beifall meines Gottes winkt, der mich ja auch versorgen wird, wenn die rechte Stunde geschlagen."

Friedchen brach in Thränen aus. Sie schlang die Arme um seinen Hals, drückte den blonden Kopf eng an seine Brust und sagte: „O Du herrlicher, Du unvergleichlicher Mensch! Ja, wollte das Glück sich dem Redlichsten im Lande vermählen, so würdest Du morgen Minister! — Ach! wäre ich nur auf eine Minute allmächtig, um Dich nach Wunsch versorgen und für die Vatertreue, die Du mir beweisest, belohnen zu können. Aber Wunder geschehen nicht mehr, und Gott, der in des Herzens Tiefe schaut, wird mir, wenn ich frevelte, ja vergeben. — Doch wenn es so fortgeht, bleibst Du wahrlich! Referendarius! Es ist bereits das dritte Mal in diesem Jahr, daß Du, bei den hellesten Aussichten auf das Gelingen, es verschmähest — obgleich aus den lobenswerthesten Gründen — Dich um ein einträgliches Amt zu bewerben. Der Kummer darüber begleitet

mich durch des Tages Arbeit und spricht sich selbst in meinen Träumen aus. So muß ich Dir den von dieser Nacht erzählen. Spät erst konnte ich einschlafen; Hoffnung und Furcht bewegten stürmend mein Gemüth, bis ein recht inniges Gebet voll Vertrauen mir die widerstrebenden Augenlieder zudrückte. Ein Traum spann den Faden der Gedanken, über welchen ich entschlummert war, fort. Ich befand mich mit Dir an einem himmlischen Abend, den der leuchtende Vollmond zum hellen Tage schuf, Arm in Arm auf einem Spaziergange durch die Stadt. Als wir bei dem Rathhause vorüberkamen, standen die Flügelthüren desselben offen, und diese Seltsamkeit befremdete Dich. Du ließest meine Hand fahren und stiegest die Stufen hinan, doch — das ist wahrhaftig sonderbar! nun kam Weiher und drängte Dich mit einer Umarmung sanft zurück. Bald darauf war der Freund verschwunden und wir gingen weiter. Wir kamen nun an ein großes, kolossales Gebäude, das genau zu erkennen, uns eine plötzlich eintretende Dunkelheit verhinderte. Eine breite steinerne, mit alterthümlichen Verzierungen geschmückte Treppe, führte von außen in den rechten Flügel des Gebäudes, und wir stiegen sie hinan, als wären wir da zu Hause. Der Vollmond trat jetzt hinter verhüllenden Wolken hervor und warf sein volles Licht auf das fürstliche Wappen, welches über der Thür, vor der wir standen, prangte; die Thür öffnete sich, und ein kleines, blasses Männchen, das auf ein Haar einem gewissen Jemand glich, den ich nicht nennen will, lugte freundlich heraus und winkte Dir. Du warfst mir einen Kuß zu und die Thür heftiger ins Schloß, als es sich an solcher Stelle wohl geziemen mag; ich erschrak darob so heftig, daß ich erwachte. — Nun, Brüderchen, deute mir den wunderbaren Traum!“

Ich werde wahrscheinlich fürstlicher Geheimer-Secretair werden," antwortete Sanft gutmüthig spottend, „und wird der Traum nicht zu Schanden, durch Deine Fürsprache. Wer weiß, was geschähe, wenn Du den gnädigsten Landesherrn ansprächest! — Man sagt, er möge die hübschen Mädchen wohl leiden und sei vorzüglich den Blondinen hold."

Da erzürnte Friedchen; grollend setzte sie die Suppe auf und schalt den Bruder einen Freigeist und Spötter.

„Bei Deinem Vollmondstraume" fuhr der Referendarius fort, nachdem er sein Schwesterlein versöhnt hatte, „fällt mir ein, Dir zu sagen, daß wir heute Versammlung zur nahen Luna-Feier haben, welche in dem Hause des Doctor Sultan sein wird. Ich habe es von Arnold erfahren, der mir am Morgen begegnete; zum Glück! denn ich hatte das Kränzchen rein vergessen. Wir können uns diesmal auf einen tollen Einfall gefaßt halten, weil der joviale Arnold die Regierung überkommt. An welchen zarten Fäden spinnt das Schicksal die Verhängnisse der Menschen! Das flüchtige Zusammentreffen mit Arnold, der kleine Verzug auf meinem Gange, ist vermuthlich Ursache, daß Weiher, und nicht ich, Syndicus werden wird. — Doch, nicht wahr, Friedchen, es ist ihm zu gönnen? —"

Seit einigen Jahren bestand in der Stadt, welche der Schauplatz dieser kleinen Erzählung ist, ein Kränzchen, worin dreißig Personen beiderlei Geschlechts Theil nahmen. Dieses Kränzchen ward am Vollmond gefeiert, und dem zufolge die Luna genannt. Der Zweck war der gewöhnliche, das Vergnügen, diesem jedoch die möglichste Abwechslung und

geistige Würze zu geben, dies war das Streben und der Triumph des Directeurs oder der Directrice, welcher Rang durch die Verloosung bestimmt wurde. Die Gesetze dieser heitern Mondschein-Gesellschaft waren streng und bindend, und diese Veranstaltung hatte bis dahin einen erhöheten geselligen Genuß aufrecht erhalten, und die Absicht des Vereins noch stets erreichen lassen. Es darf wohl kaum hinzugesetzt werden, daß die jedesmalige Art der Luna-Feier, wobei dem Genie oder der Erfindungskraft des Anordnenden volle Freiheit gestattet war, nach charakteristischen Eigenthümlichkeiten angegeben wurde, und der Jahreszeit und Witterung angemessen sein durfte. Sonst war unbedingter Gehorsam die Basis, worauf der Bestand des Kränzchens beruhete, und nur wenn zehn Stimmen sich gegen einen Vorschlag erhoben, ward er verworfen. Da nun die Lustbarkeit der Luna-Feier öfter eine längere Vorbereitung erforderte, so ward von dem nächsten Vorstand früher eine Zusammenkunft verabredet, wo die Art des Vergnügens in Vortrag gebracht und Rücksprache deßhalb genommen wurde.

Diesmal war, wie wir bereits wissen, der Regierungs-Secretair Arnold Präses der Gesellschaft, und der Umstand, daß erst heute, als am achten October, und also nur drei Tage vor dem Vollmondsabend, der Verein des Kränzchens zusammenberufen wurde, berechtigte zu der Vermuthung, daß das diesmalige Mondfest keiner großen Vorbereitung bedürfe.

Die Frau des jungen Arztes, bei welchem die Zusammenkunft gehalten werden sollte, zündete die Lichter in dem

großen Zimmer an, das zu der Ehre von Selenens Loge geeignet war. Die Mitglieder fanden sich allmählich ein, zuletzt erschien Arnold, und ein frohes, einstimmiges Willkommen! begrüßte ihn. Er nahm die angewiesene Stelle ein — erwartungsvolles Schweigen erfüllte den ansehnlichen Kreis.

„Meine Freunde und Freundinnen!“ begann er seine Rede, „seit unser Kränzchen besteht, und dies sind beinahe drei Jahre — ist es heute erst das zweite Mal, daß ich so glücklich bin, Ihr Führer auf dem Wege zur Freude zu sein. Obschon ich damals diese dankbare Rolle zu Ihrer allerseitigen Zufriedenheit spielte, so darf ich dies weniger meiner Fähigkeit, als Ihrem gütigen Vorbegriffe davon zuschreiben. Will ich auch diesmal, was doch mein größter Wunsch ist, Ihren Beifall zu verdienen suchen, so ist die Aufgabe ungleich schwieriger, da Jahre verflossen sind, in denen Humor, Witz, Scharfsinn und Geschmack Ihnen die reichsten Gaben geboten, und Ihre Forderungen gesteigert haben. Bälle, maskirte Aufzüge, kleine Schauspiele, Concerte, Declamatorien, Spazierfahrten zu Wasser und zu Lande sind bereits von uns durchgeträumt worden und haben zwar frohe Erinnerungen in uns zurückgelassen, aber auch den Reiz der Neuheit höher gespannt. Dieses sehr wohl erwägend, war ich seit drei Wochen unaufhörlich bemüht, etwas zu erfinden, was diesem Bedürfniß entspräche; doch mein Genius versagte sich mir hartnäckig, bis er gestern mich auf einen Gang leitete, wo eine zufällige Entdeckung mir den rechten Sinn plötzlich aufgehen ließ.“

„Es ist Ihnen allerseits bekannt, daß voriges Jahr der reizende, ehemals Forstersche Weinberg von einem Unbekannten, oder vielmehr durch dessen alten Diener, auf den Namen

Burchard, gekauft wurde. Der Fremde, augenscheinlich ein reicher Mann, bezog bald darauf sein neues Besitzthum. Nie hat es wohl Jemand besser verstanden, sich der Neugier zu entziehen, dem gesellschaftlichen Andringen auszuweichen, mit einem Worte: sich unzugänglich zu machen, als dieser Herr Burchard, und noch bis jetzt ist es Keinem gelungen, ihn zu sehen, sein häusliches Leben zu beachten, den Zweck seines Hierseins zu erforschen. Das strengste Vermeiden jeder Bekanntschaft, eine Lebensweise, welche von einem feinen Verstande vorgezeichnet zu sein scheint, das rücksichtsvolle Betragen des alten Dieners, sind, wie man sagen will, die Wächter dieser Unzugänglichkeit. Mich hat sein Treiben zeither wenig bekümmert; ich hielt ihn für einen Sonderling, und zwar von der gefährlichsten Art. Wenn ich mich an Gesellschaftstagen, in dem Caffeegarten, welcher dem Weinberge gegenüber liegt, befand, dem Lieblingsaufenthalte unserer schönen Welt, und sah, wie das Männchen in der weißen Schlafmütze hinter den verschobenen Fenstergardinen mit unverwandtem Blicke in das Menschengedränge starrte, so bedauerte ich herzlich den Armen, der mitten im Besitze glänzender Glücksgüter der Freude wie den Menschen entfremdet war. Muthiger stürzte ich mich in das frohe Gewühl. Ich hielt ihn für einen Frömmler; denn ich hatte erfahren, daß er in jeder Kirche eine kleine, vergitterte Loge gemiethet habe, und alle Sonntage unausgesetzt zweimal die Kirche besuche, und oft den Vorträgen der erbärmlichsten Redner beiwohne."

„Ich gehe gestern einsam spazieren; es fällt mir ein, die Brandstätte vor dem Andreasthore zu besuchen, wo im Frühjahr das fürchterliche Feuer ausbrach, welches binnen wenigen Stunden die Habe manches Reichen und Armen verschlang.

Ueberall finde ich Bauleute emsig beschäftiget, schon heben sich Paläste, wo sonst nur Häuser standen. Ein niedliches Häuschen, ganz fertig gebaut, und auf der Stelle, wo das Feuer ausbrach, lockte mich einzutreten und die Wirthin um ein Glas Milch zu bitten. Wie groß ist aber mein Erstaunen, als ich eine Einrichtung finde, welche nahe an Wohlhabenheit streift, und in den Leuten, die dort wohnen, die arme Weberfamilie erkenne, welche bei dem Brande nur das nackte Leben rettete. Ich frage, und Aller Augen füllen sich mit Thränen, man deutet schweigend in die Ferne, und nennt ehrfurchtsvoll und leise den Namen Burchard. —“

„Burchard? Der auf dem Weinberge? frage ich ungläubig. Aber nun fangen Frau und Mann an zu erzählen, und selbst die Kinder ergänzen die Lücken des Vortrags. Ja, sagt die Frau, er that alles! o er ist ein Engel! — Er gab uns Obdach, Nahrung, Kleidung, und ließ meinen Mann, der stark durch das Feuer verletzt war, durch einen geschickten Arzt herstellen. Unser Häuschen ward schnell aufgebaut, und als wir es bezogen, war für Jegliches gesorgt; mein Mann durfte sich nur an den Weberstuhl setzen. Der gute Herr versorgt uns fortwährend mit Arbeit; doch was uns mitten im Glück betrübt, ist, daß wir ihm nicht danken dürfen. Wir haben sein Angesicht noch nicht gesehen; denn alles geschieht durch seinen alten Diener. Ach! dürfte ich nur einmal unsre Freudenthränen vor ihm weinen! — Oft gehe ich an dem Weinberge vorüber und kniee auf ein einsames Plätzchen, und flehe Gott um Segen für den Mann, der unser Erretter von einem unabsehbaren Elende war! —“

„Die begeisterte Erzählung dieser Leute hatte ein sonderbares Gefühl in meiner Brust erregt. Je weniger ich in diesem Sonderlinge den Menschenfreund vorausgesetzt hatte,

um so williger und wärmer huldigte ich jetzt seiner reinen Tugend. Ein Sehnen zog mich in die Gegend des Weinberges, und süße Schauer bewegten mein Gemüth, als ich mich ihm näherte. Ich verstand die Empfindung der Frau, die still dahin knieet, und für das Glück des unsichtbaren Wohlthäters zur Gottheit betet. Ein Schauspiel störte mich in meinen Betrachtungen. Es war Weinlese auf dem Weinberge. Ich stand und sah ein Weilchen zu. Da erblicke ich auf einem freien Platze des Gartens einen alten Mann mit ehrwürdigem Silberhaar und in sehr feiner Kleidung, von einem Schwarme Kinder umgeben, denen er aus einem großen Korbe Trauben austheilte. Froh flüsternd empfingen die Kinder die süße Gabe, die, welche noch leere Hände hatten, drängten sich vor, und der gesegnete Korb füllte sich stets von neuem. Der Anblick rührte mich; die Erzählung der Weberfamilie hatte mein Herz bewegt, diese Scene löste es in Wehmuth auf. Du Armer! dachte ich betrübt, der Du so gern Andern Freude bereitest, und sie doch selbst verschmähst, wie hart und rauh mag das Schicksal Dich angefaßt haben! Welche schwere Erfahrungen mögen es sein, die Dich in diese Einsamkeit gedrängt und Dir den Umgang mit den Menschen verleidet haben? — Solche Gedanken beschäftigten mich, als ich nach Hause ging, und so entstand der Wunsch in mir, diesem stillen Verdienst laut huldigen und den Tribut der innigsten Achtung darbringen zu können. Eine Idee fuhr mir durch den Kopf, ich bildete sie aus, und trage sie Ihnen, meine Theuersten, nun vor. Es ist nämlich mein Wunsch, daß wir an dem nahen Vollmondabend als Winzer gekleidet, denn die Weinlese dauert noch fort — mit Musik auf den Weinberg ziehen, und dem Ehrenmanne zur Feier seines Namensfestes ein huldigendes Vivat

bringen. Ich habe in diesem Sinne einen kleinen Rundgesang gedichtet, der unsere Empfindung und Absicht ausdrücken soll. Doch geschehe unser Zuspruch bei dem Einsamen mit all dem Anstand, der Ruhe und sorglichen Beachtung, wie es unser und seiner würdig ist, denn nie verwelke in unserm Kränzchen die duftende Blüthe zarter Sitten!"

Der Redner verbeugte sich, und schwieg; ein lautes Bravo! belobte ihn. Nur aus den Lippen der erblaßten Elfriede mischte sich ein dringendes „Nein! Nein!" in die Stimmen des Beifalls und Bestätigung.

Der Director horchte auf. „Wer sprach dies Nein?" fragte er.

„Fräulein Sanft —" antwortete ein Mädchen. Arnold wendete sich zu Elfriede, und bat bescheiden: „Wollen Sie, liebes Fräulein, mir wohl Ihre Gründe gegen meinen Vorschlag sagen?"

„O ja!" antwortete Elfriede, und richtete die in Thränen flammenden Augen wie zürnend auf ihn. Sie sprach: „Ist Burchard ein Edler, wie ich glaube, und wie wir Alle vermuthen dürfen, so muß es ihn verletzen, seine stillen, verschwiegenen Segnungen an das Licht gezogen zu sehen; ist er ein Unglücklicher, wie Sie voraussetzen, so wird er in unserm Zuspruch nur das Andringen des Muthwillens finden und sich gekränkt fühlen, wo er geschont zu werden verdiente. Wie rein unsere Achtung, wie gut gemeint unsere Absicht auch sein möge, immer wird er sie verkennen. Wir werden ihn verstimmen, anstatt ihn zu erheben."

„Ei! daß er klar sehe, was wir meinen und wollen, dafür lassen wir den Dichter sorgen!“ sagte Einer aus der Gesellschaft, und ein Anderer setzte hinzu: „Noch niemals lebte wohl ein Menschenkind, dem es zum Verdruß gereicht hätte, wenn andere Menschen seinen Werth erkannten und schätzten. Der Beifall des Gewissens lohnt schön, aber die Achtung und Liebe Anderer ist doch auch nicht zu verachten!“

So ward Elfriede überstimmt; doch Weiher zog mit dem Ausdrucke der zartesten Hochschätzung ihre Hand an seine Lippen — und Arnold war nachdenkend geworden.

Eine halbe Meile von der Stadt entfernt, auf einem anmuthigen Dörfchen, lebte ein Prediger, der ein Vetter der Geschwister Sanft war. Elfriede besuchte die verwandte Familie wöchentlich einmal, und ihr Weg führte dicht an dem Weinberge vorüber. Man hatte so viel Seltsamkeiten von dem Bewohner desselben erzählt, daß Friedchens Neugierde rege geworden war. Als sie an einem schönen Frühlingsmorgen ihren Weg antrat, sah sie in dem Garten des Herrn Burchard eine Gestalt sich hin und her bewegen. Sie steckte den kleinen Kopf zwischen das Spalier, und erblickte ein verwachsenes Männchen, dem Anschein nach, jung, mit einem edeln, blassen Gesicht und beseelten Augen, sehr emsig mit seltenen Blumen beschäftiget.

Friedchen konnte sich nicht satt sehen; ein wehmüthiges Gefühl in ihrer Brust klagte die Natur an, die den schönen Kopf des jungen Mannes nicht auf einen eben so schönen Wuchs gestellt hatte, und eine Theilnahme, reiner als Liebe,

weicher als das Mitleid, zarter als die Achtung, bewegte in leisem Wellenspiel das stille, unschuldige Herz, und vergütete in diesem Augenblicke die stiefmütterliche Laune, welche ihn so gebildet.

Elfriede wollte sich jetzt zurückziehen; doch ein leises Geräusch verrieth es. Burchard sah auf und bemerkte die Lauscherin, deren Wangen, zart wie Pfingstrosen, vor Beschämung entbrannten und zwischen dem grünen Geländer hervorglüheten. Sein Blick weilte mit dem innigsten Wohlgefallen auf dem lieblichen Wesen, und er fragte die Kleine in vornehmer Sprache, mit einer Stimme, tönend wie Metall und doch sanft wie eine Laute, ob sie sich die Blumen nicht näher ansehen wolle. —

Elfriede folgte der Einladung und trat mit hörbarem Herzpochen über die Grenze dieses verschwiegenen Gebiets. Doch ihre Schüchternheit verschwand, als sie nur erst einige Worte mit dem Herrn des Gartens gewechselt, der sie von einem Beete zum andern führte. Elfriede stand mit großen, trunknen Augen. Sie schauete entzückt umher, wie Eva im Paradiese, und horchte, wie wenn sie einen Engel reden hörte, der ihr die Wunder der Schöpfung erklärte. Endlich gewahrte die liebe Kleine, daß sie wohl länger geblieben, als es sich schicken möchte. Sie dankte Herrn Burchard für seine Güte, und ließ ihm das erbetene Versprechen zurück, sie werde einmal wiederkommmen; dann schied sie traulich wie von einem alten Freunde.

Den ganzen Weg über beschäftigte sie sich mit dieser Zusammenkunft, welche ihr Gemüth wunderbar aufgeregt hatte. Wonach die Bewohner der Stadt vergebens strebten, den geheimnißvollen Herrn Burchard näher kennen zu lernen, dies war ihr so leicht, so ungesucht gelungen, doch der leise

Instinct des Glückes und ein zartes weibliches Gefühl belehrten Friedchen, daß sie diesen Triumph verschweigen müsse. Sie hatte in diesem Sonderlinge einen höchst einfachen, jungen Mann, seine Unterhaltung aber sehr anziehend gefunden, und konnte sich nicht satt wundern, wie es ihm nur so unbegreiflich schnell gelungen sei, ihre mädchenhafte Scheu zu überwinden, daß sie ihm alles, a l l e s! erzählte. Denn er kannte nun ihren Namen, ihre Verhältnisse, er wußte, wie oft sie diesen Weg gehe, wohin er führe, ja, sie hätte ihn beinahe das zärtliche Geheimniß ihres Busens errathen lassen.

Dies war der Anfang einer Bekanntschaft, der Friedchen die genußreichsten Stunden ihres Lebens verdankte. Sie ging jetzt öfter zu ihren Verwandten, und fand — denn sie hatte ihm Tag und Stunde bestimmt — dann jedesmal die Gartenthür am Weinberge offen; war aber, was nicht selten geschah, Burchard auf mehrere Tage oder Wochen verreist, so lag ein schöner Blumenstrauß auf einer Bank am Spalier, was Friedchen als ein Zeichen ansehen durfte, daß ihr Freund entfernt wäre.

Elfriede fühlte sich durch die Auszeichnung, welche Burchard ihr, und nur ihr allein, zu Theil werden ließ, geehrt und erhoben. Sie belohnte ihn durch das ungemessenste Vertrauen, und enthüllte mit treuer Wahrheit die reine Seele vor ihm. Er lernte ihre Sorgen und ihre Hoffnungen, ihre Freuden wie ihre Schmerzen, auch sogar die blöde Liebe zu dem braven, aber armen Weiher kennen. Mit innigem Interesse lauschte er ihren Erzählungen von der Einrichtung des Luna-Kränzchens, wenn sie mit holder Naivität ihm die Charaktere der Mitglieder und jede Vorfallenheit aus diesem vergnügten Kreise lebendig schilderte.

Als Friedchens Bruder heute mit der Nachricht nach

Hause zurückkehrte, daß er seine Bewerbung um das Syndicat um Weiher's willen aufgegeben habe, fühlte sie das Bedürfniß der Mittheilung stärker als jemals. Sobald das Essen vorüber war, hüllte sie sich in ihren Mantel, und eilte den Weg nach dem Dörfchen. Schon von Weitem winkte ihr Burchard den Gruß der Freundschaft entgegen, der alte Diener öffnete das Pförtchen des Gartens, und der erfreute Freund, der lange abwesend gewesen war, führte Elfriede in eine nahe, halbentblätterte Laube. Hier schüttete Friedchen das ganze bedrängte Herz vor ihm aus, und erzählte alles. Ihr Lob, von süßen Thränen begleitet, verklärte die Edelthat des Bruders; und Burchard vernahm mit gespannter Aufmerksamkeit jedes Wort. Auch jetzt sprach Friedchen den heißen Wunsch aus, nur einmal in ihrem Leben so viel Macht zu haben, um den geliebten Bruder nach Verdienst versorgen zu können. Sie schloß: „Denn ach! von wie Wenigen ist er gekannt, wie von mir! Wer weiß es als ich, daß seine Redlichkeit unbestechbar, seine Liebe der größten Aufopferung fähig, sein Gemüth edel, treu und probehaltig ist, wie gediegenes Gold? — Aber Wunder geschehen nicht mehr, mein Wunsch ist ein frommer Traum — wo nicht Sünde. Der Allwissende kennt ihn noch besser als ich, sein Lieben ist treuer und weiser als das meinige, und Ihm, Dem, der alle Macht besitzt im Himmel und auf Erden, und, wie es in der heiligen Schrift heißt, die Gedanken der Könige lenket, sei alles anheimgestellt."

Da erglänzten die Augen Burchard's in großen Thränen, eine himmlische Freundlichkeit strahlte aus seinen Zügen, und er blickte Elfriede an, wie wenn der Gewährungsengel den Bittenden anlächelt. — Zum ersten Male drückte er das Mädchen an seine Brust, küßte es auf die blendende

Stirne, und sagte von einer schönen Wallung überrascht: „Es geschehe Dir, wie Du geglaubt!“

Elfriedens Erstaunen war daher bestürzt und ängstlich, als sie am Abend dieses Tages Arnolds Vorschlag vernahm. Die Furcht, daß er in Ausführung gebracht werden könne, versuchte sie, ihr das Geheimniß jenes lieben Umgangs mit dem verkannten Burchard zu entreißen, und um den Preis seiner Ruhe hätte sie dies stille Glück geopfert. Wußte sie doch auch, daß die ungestörte Einsamkeit die Bedingung seines Dableibens sei, und daß, wenn es ihm nicht mehr möglich sein würde, diese Zurückgezogenheit behaupten zu können, er sich genöthigt sähe, seinen Aufenthalt verändern zu müssen. Und konnte er, den sie wie einen Heiligen verehrte, nicht glauben, daß sie ihn an das Kränzchen verrathen und sein Stillleben der profanen Lust eines geselligen Jubels bloßgestellt habe? — Es war ihr so weh zu Muthe, als sollte das Begräbniß eines Märtyrers entweiht werden.

Sie brachte die Nacht mit vergeblichen Anschlägen zu, wie dieser Plan zu vereiteln wäre, und beschloß endlich, von fruchtlosem Sinnen und Sorgen ermattet, das Einzige zu thun, was in ihrer Gewalt stand, nämlich, ihrem Freunde anzuzeigen, was sich begeben, und welcher Zuspruch ihm bevorstehe, auf daß Burchard sich danach richten könnne.

Seit der Mond die Nächte der Erde erhellt, leuchtete er nie mit schönerem Schein als an diesem Burchardius=

Abend. Eine magische Helle machte die Lüfte durchsichtig, webte um die Schatten, und weckte den Sinn der Ahnung in der frohen Brust der Mitglieder des Kränzchens.

Schweigend versammelten sie sich, und ein außergewöhnlicher Ernst schien ihren Zug anzuführen. Beglänzt vom himmlischen Lichte lag der Weinberg da, als wäre es dieser, den Christus Jesus in seinen Parabeln gemeint; das Eigenthum Gottes, wohin er die Arbeiter, welche er am Wege fand, berufen, daß sie den Lohn der Güte empfingen.

Die Gesellschaft näherte sich in stillfreudiger Erwartung, und man wunderte sich, mehrere Eingänge des Weinberges wie zum Empfange der unerwarteten Gäste bereit, weit geöffnet zu finden. Vor dem Hause wurde ein Halbrund gebildet, und zu einer sanften Musik begann folgender Gesang:

Seht, Luna blinkt,
Auf, Freunde! singt,
Beginnet den fröhlichen Reigen!
Der Hörner Klang,
Der Lieder Sang
Erfülle der Abendluft Schweigen.

Sag', Luna, an,
Wer ist der Mann,
Der hier sich lebendig begräbet?
Nicht Menschen sieht,
Die Freude flieht —
Nur sich in der Einsamkeit lebet?

Drauf Luna spricht:
O stört ihn nicht!
Der Mann ist der Besseren Einer!

So gut wie Er,
Und menschlicher
Ist unter Euch Allen wohl Keiner.

O Armer, sprich!
Wer kränkte Dich?
Warum willst der Welt Du entfliehen?
Und jeder Lust
Verschließen die Brust —
Dich allen Freuden entziehen?

Du streu'st so gern
In bescheid'ner Fern
Des Wohlthuns erquickenden Samen,
Er wächst empor —
Im Engel=Chor
Nennt Liebe und Dank Deinen Namen!

Wir bringen Dir
Der Achtung Gebühr,
Wir huldigen Burchard, dem Stillen!
Er lebe beglückt,
Dem Kummer entrückt,
Um seiner Tugenden willen!

Laß, Liebesquell!
Sein Leben hell,
Wie Luna's Schimmer verfließen,
Und auf dem Pfad,
Den er betrat,
Der Freude Blumen entsprießen!

Nimm, braver Mann,
Dies Opfer an!

Erscheine dem Kreise der Gäste!
Noch einen Gruß,
Burchardius!
Wir kamen zum Namenstag-Feste.

Als der letzte Ton des Gesanges im Schweigen des Abends verhallte, sprangen die Flügelthüren des Hauses auf, es zeigte sich ein sanft erhellter Flur. Burchard, der Gefeierte, trat in den Halbkreis. Er grüßte mit Anstand, blickte freundlich ringsum, und sprach im Tone vornehmer Würde: „Meine Herren und Damen! Ihre Aufmerksamkeit, die Güte, welche Sie mir, dem unbekannten Fremdling erweisen, rührt und beschämt mich um so mehr, je weniger ich wüßte, Ihren geselligen Verein zu solcher Theilnahme veranlaßt zu haben. Eine Antwort auf die Fragen Ihres Liedes behalte ich mir vor, wenn Sie an dem nächsten Vollmondabend insgesammt meine Gäste sein wollen. Doch, auf daß ich weiß, wen zu bewirthen ich das Vergnügen haben werde, so ersuche ich Sie, Ihre Namen und Wohnung in jenem Gartensaale aufzuzeichnen. Auf frohes Wiedersehen denn, wenn Luna leuchtet!" Er verbeugte sich, und verschwand.

Da winkte Arnold, ein Tusch ertönte, und einstimmig schallte: „Hoch lebe Burchard der Gute!" durch die stillen Lüfte der Nacht.

Jetzt wendete die überraschte Schaar sich nach dem Gartensaale, den der alte Diener öffnete. Man trat ein, um mehr noch zu erstaunen. Ein krystallner Kronleuchter strahlte von der gewölbten Decke, und ein Tisch war gedeckt, wie ein lüster-

ner Gläubiger sich ihn etwa für die Winzer des Himmels bereitet denken mag. Doch zuerst reichte ihnen der alte Tafelmeister ein silbernes Schreibzeug und Papier, daß die Verzeichnung vorhergehe. Es war ihnen allen, als hätten sie sich mit dieser Unterschrift einem mächtigen Geiste verschrieben. Sie hatten nicht übel Lust, Herrn Burchard für einen Zauberer zu halten, da sie dreißig Stühle und dreißig Gläser zählten, und aus allem hervorging, daß er um ihren Besuch gewußt haben müsse. Der Genuß des köstlichsten Weines verdrängte endlich alle zweifelnden Gefühle, und bei Nektar und Ambrosia, Frohsinn und Menschenliebe, fühlten sie sich die Götter der Erde.

Mit Sehnsucht wurde nun der nächste Vollmond herbeigewünscht, der auch Licht über das geheimnißvolle Wesen und die Verhältnisse des Herrn Burchard verbreiten sollte. Der Verein des Kränzchens hegte mitunter die seltsamsten Vermuthungen davon.

Am beklommensten war wohl der armen Elfriede zu Muthe. Sie hatte ihren Freund seit jenem Abend nicht wiedergesehen. Der Weinberg war verschlossen und sogar der alte Diener unsichtbar; traurig ging sie vorüber. Der Herbstwind sauste um das stille Haus, der Garten lag öde, bedeckt vom Schutte der letzten Blätter; Elfriede sah hinein wie in ein erstorbenes Eden, wie in das Grab ihrer Freuden.

Die vier Wochen bis zu dem Abend, der aufklärend sein würde, dürften sich für die Neugier der neunundzwanzig Mitglieder des Kränzchens und für die bange Besorgniß des dreißigsten — Elfriedens — zu eben so viel Jahren ausgedehnt haben, wenn nicht zwei Begebenheiten sich ereignet hätten, deren erste das allgemeinste Interesse, die zweite aber das besondere Elfriedens in lebhaften Anspruch nahm. Der Landesfürst starb plötzlich, und Erbprinz Edmund, dessen Namen der Ruf mit hoher Achtung nannte, ward schleunig von seinen Reisen zurückberufen. Dies war das erste Ereigniß. Das andere: Weiher erhielt das Syndicat, und von Muth und Hoffnung erfüllt, bewarb er sich nunmehr um die Hand des theuren Mädchens.

Elfriede liebte ihn mit aller Wärme ihres schönen Herzens; doch dünkte es ihr kaum möglich, den treuen Bruder zu verlassen, und damit sie Zeit gewinne, den Streit der Liebe zu schlichten und darüber nachzudenken, wie ihre süßen Pflichten zu vereinigen und die Verhältnisse der Zukunft bestens zu ordnen wären, bat sie Weiher, ihr Frist bis nach der nächsten Kränzchenfeier zu geben.

So wie der Trommelschlag des Generalmarsches die zerstreuten Krieger in wenigen Minuten sammelt, so rollten am Tage des Vollmonds, als die Nachmittagsstunde Drei! von den Thürmen herabtönte, aus allen Ecken und Enden der Stadt die schönsten Miethswagen und hielten vor den Wohnungen der Mitglieder des Kränzchens. Vor das Häuschen, worin der Referendarius Sanft und seine Schwester wohnte, kam eine vornehme, vierspännige Equipage, und der

Kutscher gab eine Karte ab. Die Nachbarn staunten ob der Ehre dieser auszeichnenden Abholung, welche den bescheidenen Geschwistern widerführe. Bebend und blaß, doch reizend geschmückt, stieg die zagende Elfriede in den Wagen; muthiger sah ihr Bruder den Dingen, die da kommen sollten, entgegen. Dahin rollten sie — und ihnen nach donnerten die Wagen in regelmäßiger Folge durch die Straßen, so daß die Bewohner an die Fenster eilten, und in diesem stattlichen Zuge eine hochansehnliche Brautfahrt vermutheten.

Der Weinberg, bei dem der Weg vorbeiführte, war bereits in leisen Nebel gehüllt. Seufzend blickte Elfriede hinüber, ein düstrer Flor lag um ihre Seele; aber es war nur das Dämmern der Ahnung, das einem neuen Aufgange vorangeht.

Der kurze Tag entwich, die Landschaft dunkelte; doch am östlichen Himmel glühete Luna herauf. Sie stieg in majestätischer Klarheit höher und höher; aber die Fahrt zu ihrer Feier wollte kein Ende nehmen.

Jetzt dröhnte es über eine Brücke. Sanft bog sich aus dem Wagenfenster, und fuhr mit dem Ausrufe: „Gott! wir sind an dem fürstlichen Lustschlosse Hochwalden!“ betroffen zurück. Elfriede erschauerte; es ging ihr ein Licht auf; aber es blendete sie. „O!“ rief das Mädchen, „ich weiß nun alles! Burchard — — —“ hier hielt der Wagen. Reich galonirte Lakaien hoben die zitternde Elfriede heraus, und an der Hand ihres Bruders schwankte sie die breite, steinerne Treppe aufwärts. An dem Eingange des großen, kerzenhellen Salons stand Fürst Edmund, vormals genannt Burchard, und bewillkommte mit der mildesten Herablassung die betroffenen Ankömmlinge. Da beugten sich Kniee und Herzen vor ihm, er aber, ergriffen vom Gefühl, trat mitten

unter seine Gäste, und sprach: „Meine Freunde und Freundinnen! meine Kinder! die Art und Weise, wie Sie einige von mir im Verborgenen gehaltene Uebungen der Menschenliebe betrachtet und über Verdienst erhoben haben, läßt mich freudig erkennen, daß ein reiner, offener Sinn für diese Tugend, welche das Band der Menschheit zu nennen wäre, unter Ihnen walte, und berechtiget mich für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen! — Nur wer des Guten selbst fähig ist, ehret es an Andern. Wenn es mir in meiner Zurückgezogenheit gelang, Ihre Werthschätzung zu verdienen und Ihren Beifall zu gewinnen, so darf ich, heiliger Entschließungen mir bewußt, erwarten, auch als Regent von Ihnen geehrt und geliebt zu werden. Stets wird es mein eifriges Streben sein, das Land zu beglücken, welches die Vorsehung mir anvertrauete, und meinen Unterthanen das Beispiel der Liebe, des Friedens, der Treue und Wahrheit zu geben. Wenn auch mein Name einst nicht in den Annalen der Zeit, in der Liste der Eroberer glänzt, wenn ihn nur frohe, glückliche Menschen dankbar nennen! — Es blühet hier ein Kranz um mich, in welchem ich künftige treue Staatsbürger, wackre Hausfrauen, weise Mütter voraussetze, und in diesem Vertrauen versichere ich Sie als Fürst meiner Gnade — und bitte Sie als Burchard, das Fest, welches ich zur schuldigen Erwiederung veranstaltet habe, mit harmloser Fröhlichkeit und ungestört durch meine Gegenwart zu genießen. An Dich aber, Du kleine Träumerin —“ hier näherte sich der Fürst Elfrieden, „ein besonderes Wort. Möchte es mir gelingen, die Ueberzeugung in Deine Brust zu senken, daß noch heut, wie einst und immerdar, ein reines, frommes Herz voll Liebe, mit Wunderkräften ausgerüstet sei, und das Unmöglichscheinende wahr und wirk-

lich machen könne. Ernenne in meinem Namen Deinen Bruder zu meinem Geheimen Secretair mit einem Gehalt von tausend Thalern; das Weitere wird sich finden. Dich aber statte ich mit dem Weinberge aus, der mir nunmehr abgeblüht und Früchte der Erfahrung getragen hat, da die erhabenen Pflichten der Regierung mich auf einen höheren Standpunct rufen. Erfreue an der Hand eines geliebten Gatten Dich dieses Besitzthums! Wenn im Frühjahre die Rebe weint, dann denke der zärtlichen Thränen, welche Du vor Deinem Freunde Burchard vergossen, unbewußt daß der Fürst es wäre, dem Du den Wunsch schwesterlicher Dankbarkeit vertraut. Und wenn Du im Herbste von dem Gewächs des Weinstocks genießest, dann thue es auch zu meinem Gedächtniß! —“

Hier schwieg der Fürst von Rührung überwältiget, und Friedchen sank laut schluchzend ihm zu Füßen. Aller Augen schwammen in Thränen, und Aller Herzen huldigten ihm.

Ein heiteres, prächtiges Fest folgte dieser gefühlvollen Scene. Man wählte der Aufforderung des Fürsten zufolge, den Vorstand der nächsten Lunafeier, und das Loos traf die begünstigte Elfriede. Durch die Ergebnisse dieses Abends weit über gewöhnliche Rücksichten emporgehoben, und in dem schmeichelhaften Gefühl der Liebling des Trefflichsten zu sein, näherte die Erwählte sich dem Syndicus Weiher, reichte ihm erröthend die Hand, und sprach zur Gesellschaft gewendet: „Darf ich wohl hoffen, daß mein Vorschlag Beifall finden

werde, wenn ich das schönste Fest meines Lebens, meinen Brauttag — auf das nächste Kränzchen verlege?"

Da hallte wie damals, wie aus einem Munde, ein frohes „Bravo!" wiederholt durch den Kreis, und kein Nein! tönte dazwischen, denn Alle liebten die Liebenswerthe!

November.

Aber — wenn ich das schönste Fest meines Lebens, meinen Sonntag — auf das nächste Kränzchen verlege?"

Da hallte wie damals, wie aus einem Munde, ein frohes „Ja!" wiederholt durch den Kreis, und kein Einziger hätte gezweifelt, denn Alle liebten die Liebenswerthe!

November.

„Guten Abend, Brüderchen! willst Du mit mir in das Theater? Ich dächte, wir gingen! Undine wird gegeben. Laß uns das liebliche Wassermädchen schauen, und der schalen Alltäglichkeit des Lebens ein wenig geistiges Element zumischen.“

So sagte der Kaufmann Walter zu seinem Schwager, den er vor dem Flügel, verloren in wilde Phantasieen, fand.

„Ich danke Dir, Freund!“ antwortete der Regierungsrath Fordes, indem er einen scharfen Accord griff, den er leise und klagend auflösete. Und mit einem düstern Lächeln setzte er hinzu: „Wasser thut's freilich nicht; und der Geist der Freude, einmal verschwunden, erscheint nicht wieder.“

„Oder möchtest Du,“ versetzte Walter, „mich lieber in die Ressource begleiten? Wir spielten unsere alte Partie Schach.

„Noch weniger,“ entgegnete Fordes mit Apathie; „matt bin ich schon. Ich bleibe zu Hause, und — Du handelst freundlich, Bruderherz, wenn Du mich gewähren lässest. Sage selbst, was soll ich in Gesellschaft? Ich fühle mich nur um so einsamer, wenn ich heimkehre. Sonst zerstreuete ich mich gern, um mich in meinem häuslichen Glück wieder zu finden. Das ist nun vorbei; mein Leben ist öde. Niemand kümmert sich um mein Gehen, um mein Kommen. Ist es spät, so schläft die Kleine — tiefe, lautlose Stille

empfängt mich, Schatten weben an der Gardine meines Bettes, und nur, wenn ich ihren Vorhang lüfte und die Welt der Träume mir tröstend Raum giebt für die Erinnerung, ist mir wohl. Der Gram ist zwar ein finsterer Geselle; aber wenn wir ihm treu bleiben, so mildert er den herben Ernst und wird umgänglich. Auch ist er zuverläßsig, wie man von wenig Freunden rühmen kann.“ Diese letzteren Worte sagte der Regierungsrath mit der Ironie des Schmerzes.

Walter legte Hut und Stock aus der Hand, warf sich in eine Ecke des Sophas, und sprach: „Mein Gott! so heirathe doch wieder! Du bist nicht für solch ein Leben geschaffen. Wo die zweite Frau mit hochzeitlichem Geräusch einzieht, fliehet der Geist der ersten und wird nur unter Blitz und Knall eines kleinen, ehelichen Gezänks beschworen. — Es ist Schade, sagt der weise Young, daß man zum ersten Male lebt! — Die zweite Ehe kann daher durch die Intelligenz der Erfahrung das Werk einer verbesserten Ausgabe sein.“

Der Regierungsrath machte einige Gänge durch das Zimmer. „Du räthst mir zum Heirathen,“ sagte er, wie aus tiefem Nachdenken erwachend; „aber Du bedenkst nicht, wie schwierig die Wahl einer zweiten Gattin sei, zumal wenn das Dasein eines geliebten Kindes unerläßliche Rücksichten erheische. Andere Forderungen macht der Mann, den seltene Liebenswürdigkeit eines holden Weibes beglückte, der Vater, welcher Tugenden suchen muß, die seinem verwaiseten Kinde die Mutter ersetzen, als der Jüngling, welcher nur dem blinden Drange der Leidenschaft folgt.“

„Pauline —“ entgegnete Walter, und wiegte mit leiser Mißbilligung den Kopf, „war meine Schwester und Deine

Frau; eine liebliche Natur! die aber auch ihre Fehler hatte. So erinnere ich mich, zu Anfange Eurer Verheirathung manches Wölkchen des Unmuths auf Deiner Stirne gesehen zu haben, das grade nicht zu den prächtigen Teppichen gehörte, wohinter die Götter der Ehe ihre Herrlichkeit zu verhängen pflegen. — Wo habe ich doch dieses Bild her? aber es mag stehen bleiben. Doch seit jene Trübseligkeit sich in Thränen um ihren Verlust ergossen, seit Pauline im Himmel ist — hast Du die Wetterseite vergessen, welche die Fahne der weiblichen Laune bald so, bald anders dreht, und Deiner damaligen Stimmung auch zuweilen einen widrigen Ton gab."

Der Regierungsrath trat vor seinen Schwager hin, legte die Hand auf seine Schulter und sprach: „Das muß wahr sein! Du redest echt brüderlich auch von der gestorbenen Schwester, und über eine Schmeichelei, die Du ihr im Grabe sagtest, darf Pauline jenseits in verklärter Schöne schwerlich erröthen."

Die offne Miene des redlichen Walter's zeigte tiefe Fülle der Rührung; aber der männlichste Ernst schwebte darüber. Er erwiederte auf diesen Vorwurf: „Wir sind den Todten wie den Lebenden die Wahrheit schuldig; ich kann jedoch die Uebertreibung des Schmerzes nicht leiden, welche diese heilige Pflicht entstellt und dadurch das Anrecht der Zukunft verkürzt. Ich habe meine Schwester Pauline innigst geliebt, sie wird mir unvergessen bleiben und meinem Herzen noch fehlen, wenn der Raum in dem Deinigen, das ihr Hinscheiden verödete, längst ausgefüllt sein wird. — Und so verzeihe ich Dir, Fordes!" Er reichte dem Schwager mit abgewendetem Gesicht die Hand.

Dieser drückte sie ihm herzlich, und sprach: „Sei wie-

der gut! es war so böse nicht gemeint. Doch um wieder auf Deinen Vorschlag zu kommen — glaubst Du wirklich, daß ich zu dem Entschlusse der zweiten Ehe schreiten sollte? Noch lag er mir fern. Ich will Dir sagen, worauf ich etwa bei meiner künftigen Frau sähe. Eine angenehme Gestalt! denn Du weißt, mein Auge ist verwöhnt — blühende Gesundheit, Pauline war doch öfters kränklich — eine reine Seele, liebende Hingebung, häuslichen Sinn und einen bescheidenen Blick für die eigenen Vorzüge — — doch was stierst Du so nach der Wand?"

„Ich messe die Fläche, wo das Bild hängen soll," antwortete Walter, und lächelte gleichmüthig dazu.

„So hältst Du meine Schilderung für ein Ideal, das ich in der Wirklichkeit nicht finden werde?" fragte der Regierungsrath betroffen, und seine Wangen brannten in empfindlicher Hitze; aber die Dunkelheit im Zimmer schonte seiner Beschämung.

„Ich bin so frei —" versetzte der Kaufmann; „Du wirst in Betreff dieser Forderung Dich ein wenig billiger zeigen müssen. Und wie wolltest Du zu der Kenntniß der genannten Eigenschaften kommen? Nenne mir doch die Probe für die Echtheit der weiblichen Gesinnung!"

Fordes schwieg, und sagte nach einer langen Pause: „Eben deßwegen nehme ich mir Zeit, um sorgfältig zu prüfen."

„Glaube mir, Bruder," nahm Walter das Wort wieder auf, „die meisten betrogenen Ehemänner findest Du in der Classe der Vorsichts-Commissarien, welche Jahre lang suchten und forschten, wählten und verwarfen. Oft giebt uns Männern ein einziger Blick auf die unbemerkte Handlung eines Mädchens alles Licht, dessen wir bedürfen; es fällt ein

Strahl auf den Pfad unserer Zukunft, und wir kommen gleichsam ins Klare über uns selbst. — Siehe Dich um unter den Töchtern dieser Stadt oder einer andern! Ich will Dir um den Preis Deines Vertrauens meinen Rath geben und mein gutes Auge leihen, auch mit Dir auf Reisen gehen und für Dich werben."

„Du bist ein treuer Freund!" antwortete der Regierungsrath mit aufgehellten Zügen; „und Deine Begleitung wäre mir in jedem Falle erwünscht. Ich habe in der That eine Reise vor, und unser jetziges Gespräch könnte ihr eine Absicht geben, an welche ich bei ihrem ersten Zwecke nicht gedacht. Höre nur! meine Mutter hatte mit ihrem Halbbruder, dem Kaufmann Albrecht in F —"

„Wie? unterbrach Walter seinen Schwager, „Paul Joachim Albrecht?"

„Du kennst ihn?" fragte der Regierungsrath.

„Er ist einer meiner geschätztesten Geschäftsfreunde," antwortete Walter; „doch rede nur weiter."

Fordes fuhr fort: „Also meine Mutter hatte mit diesem Halbbruder einen schlimmen Handel, nämlich einen Proceß, der ein siebenjähriger Actenkrieg war, worin es heiß herging. Die Streitsache war ein Capital, über welches das Testament meines Großvaters sich nicht deutlich genug ausgesprochen hatte. An einen geschwisterlichen Vergleich konnte bei der feindlichen Aufregung der Gemüther nicht mehr gedacht werden. Man fand Genuß darin, sich das Leben so sauer und schwer als möglich zu machen. Meine Mutter starb unversöhnt. Sie wollte eben noch einmal appelliren, als der höchste Richter sie abrief. Ich hatte die Familie Albrecht seit länger als zehn Jahren nicht mehr gesehen. Wie viel Gewalt auch sonst die Liebe zu mir über das Herz

meiner Mutter übte, so reichte sie doch nicht hin, um meinen dringenden Vorstellungen, diesen unseligen Proceß um jeden Preis zu beendigen, Eingang zu verschaffen. Als Jurist mußte ich wissen, wie die Gesetze über jenen zweifelhaften Punct entscheiden könnten, und ich sah wohl ein, daß, wenn es hier ein Recht gab, dies eher auf der Seite meines Oheims wäre. — Der Tod lösete den Knoten. Sobald meine Mutter zur Erde bestattet war, schrieb ich an meinen Oheim und erklärte mich frei von jedem ferneren Anspruche. Ich bezahlte die Hälfte der Proceßkosten, wozu das Erkenntniß der zweiten Instanz mich verpflichtete, und somit war die Sache abgethan. Obgleich ich das Andenken meiner Mutter zu schonen hatte, so gab ich meinem Oheim doch so viel Genugthuung, als sich nur immer mit jener Rücksicht der Achtung für eine theure Todte vereinigen ließ. Ich hielt uns nunmehr für völlig geschiedene Leute und fühlte keinen Wunsch, künftighin irgend ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen uns zu behaupten.

Seine Antwort überraschte mich daher. Der Brief athmete Wohlwollen, Beschämung und Reue, wobei er mir die Hälfte jenes streitbaren Capitals in Papieren übersendete, und zwar auf eine anständige und edle Art. Er wünschte, schrieb er mir, geschehene Dinge vergessen machen zu können, und äußerte, wie sehr ihn verlange, den Sohn einer Schwester, die ihn verkannt, wieder einmal zu sehen, um sich besser noch verständigen zu können. Diese Vergütung früheren Unrechts rührte mich. Aber — was ist es doch um die Vorurtheile des Hasses! Ein geheimnißvolles Gefühl, eine dunkle Idee in mir — wehrte jener reinen Wallung. Ich war dem Oheim versöhnt; allein daß ich ihm fern bliebe, dies schien der Schatten meiner Mutter von mir zu fordern.—

Einige Zeit darauf ward ich hierher versetzt, meine Pauline starb — und da ich meinen Verwandten in F — beträchtlich näher bin, als an meinem vorigen Wohnorte, so hätte ich jetzt nicht übel Lust, in der traurigen Muße des Wittwerstandes, jener früher an mich ergangenen Einladung zu folgen. Der Oheim hat zwei Töchter, welche, so viel ich mich erinnern kann, sehr reizende Kinder waren. —

„Ich sehe, wo das hinaus will,“ unterbrach ihn Walter. „Die Proceßacten bestäuben, über jenen Zwiespalt ist Gras gewachsen — Du denkst an einen Ehevertrag mit der Cousine. Und warum solltest Du nicht, Fordes?“

„Eine kindliche Pietät macht mich bedenklich dazu;“ versetzte der Regierungsrath und blickte starr vor sich hin. „Ich könnte meine Frau, wenn die Tochter des Oheims es würde — nicht an das Grab meiner Mutter führen, ihr läge nur des Vaters erbittertste Feindin darunter. Und der Gedanke an meine Mutter —“

„Dort denken wir anders, Freund!“ sprach Walter, und lächelte. „Wenn wir auf dem dunkeln Meere des Todes schiffen und die Größe Gottes in einem Sturme erkennen, worin der unendliche Geist daher fährt auf Wolken und Wettern, wie vieler Ballast mag dann wohl auszuwerfen sein, um das ewige Leben zu retten! Und der Haß wiegt schwer und bringt nirgend Gewinn. — Die Liebe aber, diese Seele unseres Daseins, ist ein göttlicher Hauch, und wird dereinst als ungetrübter Aether das Element der Ewigkeit sein!“

„Du sprichst wahr und wie ein Geistlicher!“ entgegnete Fordes. „Unser Gespräch hat meinen schwankenden Vorsatz bestimmt. Ich werde also zur nahen Martini-Messe nach F — reisen; doch mich vorher schriftlich anmelden.“

„So nimm mich mit! Wir reisen selbander auf die Heirath,“ sagte Walter froh entschlossen. „Verlaß Dich auf mein gutes Auge, auf meinen Eifer für Dein Glück, und erlaube mir, daß ich Deinen Plan ein wenig verändere. Uebermorgen tritt mein Commissionair Woldemar seine Reise nach Schlesien an. Er hält sich einen Tag in F — auf, und kann uns Beide bei Herrn Albrecht anmelden. Einer guten Aufnahme daselbst bin auch ich gewiß. Wir nehmen Extrapost, wie sich versteht, und lassen uns unter allen Umständen keinen Korb aufbinden.“

Nachdem die Schwäger das Weitere besprochen, ging Walter vergnügt nach Hause, und die Hoffnung leistete dem Regierungsrath Gesellschaft.

Madame Albrecht in F — trat erhitzt in das Zimmer ihrer Töchter. Constanze, die ältere, saß am Zeichenbrett; Therese, die jüngere, am Stickrahmen. Die Mädchen wendeten sich nach der Mutter um, deren Gesicht eine leibhaftige Fama war. Ihre Züge mit dem Ausdruck der Aufgeblasenheit, ihre Wangen, voll und hochgeröthet, hatten etwas posaunenartiges, und jetzt schöpfte Madame Odem, ihren Töchtern eine interessante Neuigkeit zu verkünden. Constanze ließ, während die Mutter sprach, den Crayon, Therese die Nadel, Beide aber kein Wort auf die Erde fallen.

„Laßt Euch erzählen, Kinder!“ hob Madame an; „ich sitze ganz ruhig und arbeite, da bringt mir der Vater einen Fremden aus dem Comtoir zum Frühstück herauf. Es ist ein artiger, junger Mann, Namens Woldemar, der in Geschäften des Kaufmann Walter in B — reiset, mit dem

unser Haus in Verbindung steht. Dieser ist nächstdem der Schwager unseres Vetters, des Regierungsrath Fordes. Von diesen Schwägern nun bringt Herr Woldemar Briefe, worin sie ihren Besuch bei uns ansagen. Ein Glück war es, daß der Vater einen Augenblick fand, mir diese Nachricht zuzuflüstern; denn nun konnte ich mich darauf einrichten, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und etwas von dem Regierungsrath und dessen Verhältnissen zu erfahren. Herr Woldemar sprach mit Enthusiasmus von ihm; diesen Wittwer nähme wohl Jede — meinte er, und selbst das Engelskind wäre nur eine Zugabe an Glück mehr. Er ist vermögend, das wissen wir ja wohl am besten — geachtet, überall gern gesehen, wo er nur anklopfen möchte — von angenehmer Persönlichkeit, und soll der beste Ehemann unter der Sonne gewesen sein. Sein Schwager lebt und stirbt für ihn und redet ihm dringend zu, sich wieder zu verheirathen. Dies macht dem Walter wirklich alle Ehre. Seht, Kinder! diese wichtigen Notizen habe ich alle im Laufe einer halben Stunde aus dem Herrn Woldemar hervorgeholt, und ich denke, wir wissen nun genug. Doch, Mädchen, was sitzt Ihr so stumm? ahnet Ihr noch nichts?"

„Du meinst vielleicht, Mütterchen," fragte Constanze, „der Vetter komme nicht ohne Absicht?"

„Ei! das kann wohl ein Blinder sehen!" sagte schon zuversichtlicher Therese. „Und," fügte sie hinzu, „besonders setzt der Umstand, daß Herr Walter den Regierungsrath begleitet, jene Vermuthung außer allen Zweifel."

„Das denke ich auch," sagte Madame Albrecht, indem sie sich niederließ. „Hört mich nun mit Aufmerksamkeit an, Kinder! die Partie mit dem Vetter — seine Wahl möge nun fallen, auf welche von Euch sie wolle — wäre mir,

noch mehr aber dem Vater, äußerst wünschenswerth. Daher laßt uns für diesen Zweck thätig sein und die Gunst der Gelegenheit nicht versäumen."

„Ich glaube noch nichts versäumt zu haben, liebe Mutter," antwortete Constanze mit einem jugendstolzen Lächeln, auf jene dringende Rede ihrer Mutter, und Therese sprach: „Ein Wittwer war nie mein Wunsch. Ein Stiefkind zumal — das spricht, wenn es noch klein ist: die neue Mama — und man wird alt dadurch vor der Zeit."

„Welch Geschwätz!" eiferte Madame Albrecht, „ihr werdet den thörichten Jungfrauen in der Bibel gleichen, und den Bräutigam verpassen; die klugen hingegen lassen ihr Licht leuchten vor dem Herrn. Freier wie der Regierungsrath sitzen nicht nur so da; Ihr aber könnt leichtlich sitzen bleiben."

Constanze fuhr bei den Worten ihrer Mutter, welche Madame Albrecht in der Hitze mütterlicher Fürsorge und von dem Geiste unglückseliger Weissagung ergriffen aussprach, so schnell von ihrem Stuhle auf, als wolle sie der Strafe jener Verurtheilung entrinnen. „Was sollen wir denn aber thun?" fragte sie mit fügsamem Tone.

„Aufmerken!" antwortete Madame Albrecht mit Nachdruck; „die Augen offen halten für die Vortheile solch einer Heirath und für das Wesen des Vetters, um zu erkennen, weß Geistes Kind er sei. Das hatte ich gleich weg, wenn sich mir ein Mann auch nur von ferne näherte."

Die Mädchen wechselten, als ihre Mutter dies sagte, verstohlen einen halben Seitenblick.

„Wozu hättet Ihr denn," fuhr Madame fort, „die hübsche Gestalt, die feine Bildung, die schönen Talente, welche so unmenschliches Geld kosten, und das Bischen Mut-

terwitz, was Ihr umsonst nicht mit auf die Welt gebracht habt, wenn Ihr nicht verständet zu erobern?"

„O gefallen will ich ihm wohl, wenn er mir nur gefällt; sagte Therese mit einer Miene voll Selbstzuversicht, und der Spott der Wähligkeit schwebte um ihre aufgeworfene Lippe. Constanze aber fragte: „Wann kommen denn diese Gäste, Mütterchen?"

„Montag Abend," antwortete die Mutter.

„Montag Abend?" wiederholten die Schwestern, und Eine von ihnen sagte: „Ach! da sind wir ja bei dem großen Polterabend unserer Freundin Meta. Und daran ist nichts zu ändern. Der ganze Götteraufzug wäre zerrissen, wenn wir ausscheiden wollten. Flora und Pomona dürfen nicht fehlen, auch haben wir bereits das Costüm schon fertig liegen, und das ist reizend!"

Madame Albrecht hatte, während ihre Tochter dies sagte, eine Minute nachgesonnen, und ein sieghaftes Lächeln begleitete ihre Antwort, da sie sprach: „Es ist ein Vorzug gescheidter Leute, daß sie sich zu helfen wissen; der Klugheit müssen selbst Hindernisse dienstbar sein, daß ihre Absicht erreicht werde. Wir wollen jene Göttinnen in unser Einverständniß ziehen. Eure ideale Erscheinung überrasche den Vetter und seinen Gefährten, und daß Ihr Euch bei dem dringenden Anspruch an Eure Gegenwart im Brauthause dennoch unseren Gästen zeigt, und nach Umständen verweilt, verstärkt den Eindruck dieser Form, die ihnen gleichsam wie vom Himmel fällt, noch durch den Reiz gastlicher Gefälligkeit."

Die Töchter konnten nicht umhin, den Scharfsinn ihrer Mutter anzuerkennen, was um so williger geschah, als die schlaue Ansicht derselben hinsichtlich des Polterabends ihren Wünschen nicht in den Weg trat.

„Nun müssen wir darauf denken,“ fuhr Madame Albrecht fort, „wie wir den Regierungsrath die Tage seiner Anwesenheit hindurch in bewundernder Aufregung erhalten. Wir führen ihn in die Kunstausstellung, wo er Gelegenheit findet, Eure Arbeiten zu sehen, und zwar in dem hellen Lichte fremden Beifalls. Dieser ist verblendend für die Männer, glaubt es mir, Kinder. Dann wollen wir einige gute Freunde zu uns bitten. Es läßt sich leicht machen, daß nach dem Souper ein kleines Declamatorium zur Unterhaltung vorgeschlagen werde. Da habt ihr denn ein weites Feld Triumphe dieses schönen Talents zu feiern, und einen Kranz, wolle es Gott geben, den Brautkranz! zu erwerben; doch ist die Wahl der vorzutragenden Stücke dabei von Gewicht.“

„Ich spreche am liebsten in ernsten, tiefsinnigen Versen das Gemüth an,“ entgegnete Constanze, und indem ihre Gedanken den Vorrath des Gedächtnisses schnell durchwühlten, setzte sie hinzu: „Resignation, zum Beispiel, oder Trost in Thränen, oder Sehnsucht nach Mitgefühl, u. s. w.“

Therese lachte. Sie sagte lustig, doch mit einem Anklange von Hohn: „Da vergreifst Du Dich, ma Soeur, in der Wahl Deiner Mittel, das Herz des Vetters zu schmelzen. Er hört ja eben auf zu resigniren, da er muthmaßlich auf Freiersfüßen geht, wird deßhalb auch nicht an seinen Verlust erinnert sein wollen, und die Sehnsucht nach Mitgefühl muß ihm überlassen bleiben. Ohnedies ist die Sentimentalität eine passirte Mode. — Nein! ich lege es nur auf ein Lächeln bei ihm an, und recitire den Peter in der Fremde. Der schwäbische Dialekt gelingt mir, und der komische Inhalt des Gedichts wirkt erheiternd.“

Constanze war erröthet vor Verdruß. Sie wollte heftig antworten; aber die Mutter wehrte durch schnelle Zwischenrede einem ausbrechenden Zanke.

Sie sprach: „Nun was Ihr wollt, oder wie es Euch gefällt; behauptet jetzt keinen Widerspruch! der Erfolg wird zeigen, welche von Euch Recht hatte. — Wir wollen weiter denken und die Musik nicht vergessen, welche der Liebe gefällig und eine treffliche Heirathsstifterin ist. — Singt kleine Lieder von Weber oder aus dem Arion, solche Gesangstücke lasse ich gelten, da kann ein Wörtchen zwischendurch eingeschaltet werden; nur keine Concerte von Beethoven, die wohl eine Stunde dauern, hörst Du, Constanze? die sind für jetzt zu überschwänglich, und nur ein Vortrag für den Ehestand, der selbst im besten Falle nur eine harmonische Langweile ist. — Wir müssen den Vetter nicht zu sich selbst kommen lassen, damit er baldigst dahin gebracht werde, wo wir ihn haben wollen. Wenn die Menschen wüßten, ihr Schicksal mit Verstand und Feinheit anzugreifen, so würde es fügsam sein, und spröde Erfahrungen dürften seltener gemacht werden. Jedermann ist in einem gewissen Sinne seines Glückes Schmied; wir aber wollen das Eisen schmieden, weil es warm ist. „Hier wurde Madame Albrecht von ihren Töchtern abgerufen.

Der Regierungsrath Forbes und sein Schwager langten an dem bestimmten Abend in F — an. Herr Albrecht bewillkommte seine Gäste auf eine herzliche Weise, Madame kam ihnen bis an die Treppe entgegen, und ihr freundlicher Empfang vollendete die gute Aufnahme; denn das Beneh-

men der Wirthin, welches den häuslichen Ton angiebt, handhabt auch die Stimmung der Gäste. Die kleine Agnes stand scheu und starr von der rauhen Novemberluft an der Hand ihres Vaters; Madame liebkosete dem Kinde und trug es, trotz ihrer lästigen Beleibtheit, selbst die Treppe hinan.

Die Herren baten zuvörderst um die Erlaubniß, sich ihrer Pelze entledigen zu dürfen, und Madame öffnete zwei schön möblirte Zimmer. Walter, der irgend eine Kleinigkeit aus seinem Reisemagazin vermißte, hielt sich mit Suchen auf, während der Regierungsrath nach schnell geordneter Toilette ging, zu sehen, ob seinem Töchterchen bange würde. Er trat in das Familienzimmer. Ein aromatischer Duft mischte sich hier mit wohlthuender Wärme, die geschmackvolle Einrichtung, die großartige Schönheit der Tapeten, machte das Auge befangen; es spiegelte sich überall in goldnen Leisten und prächtigen Gläsern. Die Sinne waren vollauf beschäftiget — aber auch einen Anblick für die Seele gab es hier. Nahe dem schimmernden Theetisch saß auf einem kleinen Fußbänkchen ein junges Mädchen, vertieft in leises Geflüster mit der kleinen Agnes. So wie der Regierungsrath eintrat, fuhr das Kind in die Höhe, und streckte dem Vater die Händchen entgegen; auch das Mädchen sprang auf und verbeugte sich mit schüchternem Anstand.

Fordes redete ein paar artige Worte, die unerwiedert blieben, weil eben Herr und Madame Albrecht mit Geräusch die Thür öffneten, und der Gastfreund seinem Vorgänger auf dem Fuße folgte. Der raschere Walter kam seinem Schwager zuvor, er ging mit gestrecktem Schritte auf das Mädchen zu, und fragte, ob er so glücklich sei, eine der liebenswürdigen Töchter dieses Hauses vor sich zu sehen. —

In einer Manier, welche diese Vermuthung weit weg warf, antwortete Madame Albrecht schnell: „O nein! es ist nur die verwaisete Tochter eines Factors, dem mein Mann Verbindlichkeiten zu haben glaubte.“

Walter fühlte mit aufwallendem Mitleid, wie fern dieses Mädchen, dessen Wangen erglüheten, hier von jedem kindlichen Anspruch wäre; doch Herr Albrecht, der mit ehemännischer Gradheit und flammenden Augen auf seine Frau losfuhr, stellte sein Gefühl zufrieden, indem er sagte: „Verbindlichkeiten zu haben glaubte? — Mein Schatz, wähle Deine Worte richtiger. Erlauben Sie Beide, daß ich die Vorstellung meiner Frau berichtige. Die liebe Kleine hier,“ er faßte das Mädchen bei der Hand, „heißt Nantchen Sievers, und ist das nachgelassene Kind eines Mannes, dessen eisernem Fleiße und starrer Redlichkeit ich fast allein meinen Wohlstand verdanke. Ein liebes, gutes, treffliches Wesen! die Zierde meines Hauses, das Vorbild meiner Töchter in allen weiblichen Tugenden!“

Als ein Sinnbild der schönsten, der Demuth! stand Nantchen während dieser ehrenden Darstellung vor dem Regierungsrath. Das Theezeug, welches sie mit bebenden Händen hielt, erklirrte leise, und aus ihren gesenkten Augen rollte eine schwere Thräne in den silbernen Zuckerkorb. Der Regierungsrath sah es; er nahm das Stückchen Zucker, in das der Tropfen sich eingesogen hatte, und warf ihn in die goldne Tasse, woraus er trinken wollte, und Nantchen erröthete nun noch stärker.

Die Verstimmung der Madame Albrecht war so groß, daß sie bei aller Gewalt über sich selbst, sie nicht sogleich bemeistern konnte. Sie entschuldigte die Abwesenheit ihrer Töchter und erwähnte der Veranlassung dazu. Doch als

sie noch sprach, öffneten sich die Flügelthüren, und Flora und Pomona traten ein. Beide gewährten einen höchst reizenden Anblick. Walter stand betroffen, der Regierungsräth konnte den Eindruck eines schmeichelhaften Erstaunens nicht verleugnen. Er sagte seinen Cousinen einige artige Worte über ihren Anzug, wogegen ihm Flora einen Myrtenzweig, Pomona aber einen Apfel darreichte, daß er ihr, ein zweiter Paris! den Preis der Schönheit damit zuerkennen möge.

Als sich spät am Abend die Freunde allein in ihren Zimmern fanden, theilten sie sich mit leiser Stimme, als ob sie die horchenden Wände fürchteten, ihre Bemerkungen über den Stand des Hauses, dessen Gäste sie waren, und über den Geist der Familie gegenseitig mit. „Wahrlich!" sagte Walter: „Die Mädchen sind schön! ich war ordentlich betroffen bei ihrem Anblick. Die Eltern schienen sich auch nicht wenig auf diese göttlichen Töchter zu Gute zu thun."

„Die Waise ist ein Engel, und scheint ein hartes Gnadenbrodt hier zu essen —" sprach der Regierungsrath, und setzte mit schimmerndem Blick hinzu: „Hast Du von der Perle gehört, die jener Kaufmann trank, als ihr Preis selbst für eine Königin zu hoch war, und er sie nicht unter ihrem Werthe losschlagen wollte? — Ich habe heute solch eine köstliche Perle getrunken, die aus der Tiefe eines Herzens kam, das in öder Verlassenheit wallte."

Walter sah seinen Schwager fragend an; „ich verstehe Dich nicht, Fordes!" sagte er.

Der Regierungsrath antwortete: „So viel laß mich Dir sagen, „irre ich mich nicht, so hat mir dieser erste Abend

die Menschen hier im Hause und ihre Verhältnisse im wahren Lichte gezeigt; vielleicht berührte der Finger Gottes mein Auge, daß es sich zu diesem geistigen Hellsehen öffnete. — Doch wir wollen noch weiter sehen.“

Am andern Morgen führten Constanze und Therese ihren Vetter in die Kunstausstellung, während Walter seinen kaufmännischen Geschäften nachging. Der Regierungsrath lobte höflich, was seine Cousinen geleistet; aber — er fühlte, daß er das Verdienst seiner künftigen Gattin nicht in den Ruhm des Talents setzen möchte, und er liebte es nicht, daß ein weiblicher Name öffentlich würde.

Heimgekehrt wollte er sein Töchterchen aufsuchen; der Weg zum Familienzimmer führte ihn an der Küche vorüber, woraus ihm Agnes jubelnd und glühend entgegensprang. „O Väterchen!“ rief das Kind, „komm doch und sieh! ich kann auch kochen! Das gute Nantchen hat es mir gelehrt. Ach! das ist eine Freude! Aber komm nur schon und sieh selbst!“

Mit zögernden Schritten folgte der Regierungsrath der stürmischen Kleinen, und blieb auf der Schwelle stehen, wo ein malerisches Bild sich vor ihm aufthat. In niederländischer Reinlichkeit glänzte die Küche, und von der Flamme des Herdes geröthet, angeleuchtet vom Widerschein, stand Nantchen und entfaltete regsam und rührig den Reiz der Thätigkeit. Sie hatte in freundlicher Gefälligkeit dem Kinde einen kleinen Pudding geformt, im verjüngten Maßstabe nach dem großen, der diesen Mittag vorkommen sollte, und mit nicht geringerem Stolze als dem einer Hausfrau, welche sich des Gelungenseins ihrer Speisen bewußt ist, trug Agnes das Pröbchen der Kochkunst vor, und bat ihn davon zu essen.

Der Regierungsrath versagte es jedoch, und befriedigte die Kleine durch beifälliges Verwundern. Er sagte, zu Nantchen gewendet: „Wie soll ich Ihnen, mein Fräulein, für die Güte danken, mit welcher Sie Sich dem kleinen Plagegeist hingeben?“

Mit holdem Lächeln erwiederte Nantchen: „Die kleine Mühe — wenn man anders diese Spielerei so nennen kann — belohnt sich reichlich; mich dünkt, es sei so natürlich, ein Kind spielend für das zu gewinnen, was einst zu seinen Pflichten gehöre.“

Der Regierungsrath zog mit einer ehrfurchtsvollen Empfindung Nantchens Hand an seine Lippen, und entfernte sich dann, weil er die schnarrende Stimme der Dame vom Hause vernahm.

„Nun, was sagst Du von heute?“ fragte Walter seinen Schwager, als sie sich spät allein befanden. Fordes schwieg; und Walter fuhr fort: „Wir sind wahrhaftig zu den Musen auf die Heirath gefahren! — Meinst Du es nicht auch?“

Der Regierungsrath entgegnete beklommen: „Ja, meine schönen Cousinen sind talentvolle Mädchen, und auch nicht ohne Geist; aber sie haben kein Gemüth! Dieses blickt nur aus den blauen Augen der liebenswürdigen Ferdinande. Sie scheint hier in sehr gedrückter Stellung. Einige Worte von ihr bei einer Gelegenheit an diesem Morgen sagten mir deutlich, welch eine Mutter mein Kind an ihr haben würde, wenn — Sieh, Bruder!“ fuhr er mit erhobenem Tone und steigender Lebhaftigkeit fort, als gälte es nun, seinen Geschmack, wie die Grundsätze seiner Wahl zu vertheidigen, „was hülfe es mir, wenn ich eine Frau hätte, die alle Talente besäße, wären sie auf Kosten der Weiblichkeit und ihrer wahren Bestimmung erworben, und würden nur um

diesen Preis behauptet? Der Stolz auf eine Gattin macht nicht glücklich; wohl aber das sichere Gefühl ihres reellen Werthes, was wir als unsern höchsten Reichthum, als einen unverlierbaren Schatz, still und tief in der Brust tragen. Stickte meine Zukünftige auch kunstreicher als Penelope mit Gold, Seide oder Haaren, meinem Leben könnte dennoch jedes Blümchen fehlen, und mein Haar vor der Zeit grau werden aus Kummer, daß sie nicht Hausfrau, nicht Mutter zu sein verstände. Zeichnete sie auch schöner als Angelika Kaufmann; dieses Talent würde die Mängel meiner Wirthschaft nicht vertuschen, und wenn sie musikalisch wäre, gleich der heiligen Cäcilia, unsere Ehe dürfte deßhalb ein langer Mißton sein, und ich die Engel singen hören, wie man dies im Sinne des tiefsten durchdringendsten Schmerzes sagt. —"

Walter lachte und sprach: „Du wirst beredt, mein Bruder, und wenn ich nicht irre — zu Gunsten des guten Nantchens. Auch mir gefällt das Mädchen sehr! Ich habe jedoch geflissentlich Deinem Urtheil nicht vorgreifen wollen. Doch — ich gebe Dir jetzt Dein gestriges Wort zurück; laß uns noch weiter sehen."

Ein fröhlicher Freundeszirkel, der jedoch, die Damen des Hauses ausgenommen, aus lauter Männern bestand — war an dem dritten Abend versammelt. Nantchen besorgte den dampfenden Punsch, und Freude und Frohsinn liehen der Unterhaltung rosenfarbene Schwingen.

„Ach, Fräulein!" sagte auf einen Wink der Mutter einer der Gäste: „Geben Sie uns den göttlichen Genuß eines kleinen Declamatoriums! Sie haben die Meisterschaf

in dieser Kunst errungen. O, lassen Sie Sich doch erbitten! Wir flehen Alle — —"

Constanze stand mit einer gewährenden Verbeugung auf, legte das Gesicht in feierliche Falten, spitzte den Mund und sprach mit Pathos: „Resignation" von Schiller, wie sie es sich vorgenommen hatte.

Sei es nun, daß die Wahl des Gedichts nicht auf die leichte, frohe Stimmung der Gesellschaft berechnet, oder Constanzens Vortrag irgend eine Vorbereitung anzumerken war, genug, man fühlte Absicht, und man war verstimmt. Mit besserem Erfolg trat Therese auf. In echt komischer Manier und ansprechender Natürlichkeit trug sie den Peter in der Fremde vor. Es ward herzlich gelacht und applaudirt.

Jetzt wollte Madame Albrecht sich der Unterhaltung wieder bemächtigen, da ging Walter auf Ferdinande zu, ergriff ihre Hand, und sagte mit anständigem Dringen: „Nun ist die Reihe an Ihnen, mein gutes Fräulein! Die Dritte der Grazien darf nicht fehlen, zu schön ist dieser Bund, um auch selbst durch die Bescheidenheit getrennt zu werden."

Nantchen wollte sich losmachen, Madame die Entschuldigung des schüchternen Mädchens unterstützen; doch Herr Albrecht fuhr polternd dazwischen, und sprach: „Warum weigerst Du Dich, Nantchen? Sieht das nicht grade so aus, als hättest Du nicht den Muth, laut zu werden, und wüßtest weniger als meine Töchter? Nein, Kind! Du wirst mich nicht ärgern wollen. Sage ein kleines Gedichtchen, ja, wäre es auch ein einziger Vers nur!"

Da trat Nantchen vor; die zarte Gestalt hob sich, und ihre sanften Blicke fingen an zu glänzen. Mit reiner, rührender Stimme begann sie: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette

weinend saß, der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!„ Nantchen schlug das schöne, blaue Auge zur Decke auf — es funkelte in Thränen. Sie vergaß alles um sich her, es war das Zeugniß ihrer Lage, ihr eigenes Gefühl redete in des Dichters Worten. Von übermannender Wehmuth beschämt und verwirrt, sprach sie in leiseren Tönen einen zweiten Vers: „Ein Jeder sucht im Arm des Freundes Ruh, dort kann die Brust in Klagen sich ergießen; allein ein Schwur schließt mir die Lippen zu, und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.“

„Ei! Du mengst ja Eins ins Andere,“ rief Constanze ihrer Pflegeschwester zu, Therese kicherte hörbar über diesen Irrthum, der doch die Wahrheit stillen Leidens und ein nothwendiger Zusammenhang in des Mädchens Seele war.

Wie gern hätte der Regierungsrath das liebenswürdige Geschöpf in seine Arme genommen und den Klagen der Verwaiseten an seiner Brust Ruhe und Ausdruck gegönnt! Er mußte an sich halten, denn aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nantchen verschwand, sobald sie mit erstickter Stimme jene Strophen geendet, und auch Walter war sehr ergriffen.

Den ganzen folgenden Tag war es dem Regierungsrath nicht möglich, einen Augenblick zu finden, wo er mit Nantchen hätte sprechen können. Man ließ ihn nicht allein, und Nantchen war vollauf beschäftiget und kam wenig zum Vorschein. Für den Abend war ein kleines Familien-Concert veranstaltet worden; doch Fordes fühlte sich verstimmt von der geheimen Gegenwirkung, welche er empfand, und gespannt, den schicklichen Moment für seine Absicht zu erlauschen.

„O schnüre Dich nicht so fest! wie kannst Du in solcher

Presse singen?“ sagte Nantchen zu Therese, als sie diese vor dem Beginn des Concertes ankleiden half.

„Das verstehst Du nicht,“ entgegnete Therese der gutmüthigen Warnerin, und setzte hinzu: „Ich will nicht nur durch den Gesang, ich will auch durch den Anzug gefallen; das Auge findet sich beleidigt, wenn dem Gehör allein geschmeichelt wird.“

„Ziehe das Herz in Dein Interesse, so huldigen Dir gewiß alle Sinnen!“ erwiederte Ferdinande. „Ich fühle anders,“ fuhr sie leise und sinnend fort; „mich entrückt der Gesang der Erde und hebt mich zum Himmel empor. Ich höre gleichsam die Musik der Sphären und mische den Ton meiner Brust in die ewige Harmonie. Das Geräusch der Welt, die Stimme der Menschen verklingt in weiter Ferne, mir ist dann so still, so innerlich wohl, als hielte ich Kirche im Heiligthume des Gemüths, und kein Wunsch, der nach außen ginge, regt sich in der begeisterten Seele voll Andacht.“

Therese warf spöttisch den Mund auf, und Constanze, stolz auf ihren vorherrschenden Verstand wie auf ihr fertiges Spiel, lächelte dieser Worte Nantchens als einer empfindsamen Phrase.

Die Gesellschaft zum Concert war nun versammelt, welches der Gesanglehrer der drei Mädchen vom Hause dirigiren sollte. Eine schöne Symphonie, wobei Constanze eine schwere Partie am Flügel mit Präcision durchführte, war verhallt, Schiller's Glocke in Romberg's trefflicher Composition sollte jetzt ihren Anfang nehmen. Der Meister trat

nach den Absingen der ersten Verse zurück, um Therese Raum zu gönnen, die in dem Anspruch des gewähltesten Putzes und künstlerischen Bewußtseins auf die kleine Bühne schritt. Da entfiel ihr das Notenblatt, sie bückte sich, es aufzuheben, und — o Schrecken! das allzustraff gezogen Schnürband platzte, die Bänder, die Schleifen wichen zurück, die blühende Fülle des jugendlichen Wuchses drängte, der Fesseln ledig, mächtig gegen das nebelartige Gewand, und erbleichend stammelte Therese: „Ach! mir wird nicht wohl! ich muß mich einen Augenblick entfernen.“ —

Die bestürzte Mutter folgte ihrer Tochter, die mit raschen Schritten den Saal verließ, wo eine Pause der Verlegenheit und theilnehmender Erwartung eintrat.

„Was ist nun zu machen?“ fragte der Musikdirector die feiernden Tonkünstler. Jetzt erblickte er Nantchen. Er sprang, Theresens entfallenes Notenblatt in der Hand, auf das Mädchen zu, und sprach: „Sie singen ja dieselbe Stimme, liebes Fräulein; helfen Sie uns doch aus, und treten Sie für die fehlende Sängerin ein!“

Diese Aufforderung war weniger bittend als bestimmt; den Lehrer hätte die Weigerung beleidiget, indem sie von der Gesellschaft sehr leicht als das Gefühl des Unvermögens hätte gedeutet werden können. Der Zartsinn ihres Geschlechts sagte dem beklommenen Nantchen dies. Aller Augen richteten sich auf die Erröthende, die an Theresens erledigten Platz trat. Sie sang: „Ach! des Hauses zarte Bande sind gelöst' auf immerdar! —“ Jeder Hauch aus Nantchens Munde war der melodische Seufzer einer jungen Sclavin, die unter den Ketten der Abhängigkeit mit blutendem Herzen den Verlust der Mutter beklagt. Man fühlte, die arme Sängerin hätte keine Heimath hier, und das Weh der Waisen, denen

mütterliche Liebe fehlt, tief empfunden. Stille der Rührung waltete im Saal, und leiser säuselten die Athemzüge der Zuhörer.

Walter und der Regierungsrath drückten sich die Hände.

Der Letztere folgte Nantchen, als er sah, daß sie vor dem Beifall, der auf sie eindrang, schüchtern floh. Er traf sie im Vorsal, wo sie an einem Fenster stand und sich heftig die Augen trocknete. „Ferdinande!" redete er sie mit innigem Tone an, „auch meines Hauses Bande sind gelös't — doch nicht auf immerdar, wenn Sie die Mutter meines Kindes werden wollen! — An meiner Brust würden Sie den Schutz der Liebe und Treue finden. O! wer ein theures Gut besaß und verlor, hält den Ersatz dafür nur um so werther. Ihr Glück würde das Streben meines Lebens sein, der höchste Preis, wonach ich mit all meinen Kräften ringen wollte!"

Nantchen brach in Thränen aus, sie wankte, erschüttert in freudiger Bestürzung, überwältiget von dieser Sprache. Fordes zog sie an sein festes, männliches Herz, und hier stammelte sie leise das beglückte und beglückende Wort der Gewährung. Sie wies ihn an den väterlichen Versorger, und der Regierungsrath zweifelte nicht, daß Herr Albrecht seinen Wünschen günstig entscheiden würde.

Am folgenden Morgen fuhren unsere Reisenden ab. Herr Albrecht begleitete sie mit einem so heitern Gesicht an den Wagen, als man lange nicht an dem ernsten Manne gesehen haben wollte. — Nantchen stand an der Hausthür und

gab den Scheidenden noch einen recht warmen Blick mit auf die kalte Reise.

Madame nahm den ersten freien Augenblick wahr, um das giftgeschwollene Herz vor ihrem Manne zu entladen. Sie überhäufte ihn mit wüthenden Vorwürfen, daß er durch seine Vorstellung Ferdinandens den Grund dazu gelegt, den Regierungsrath aufmerksam auf das unbedeutende Ding zu machen. Ihr Angesicht glich dem Haupte der Meduse, und sie schüttelte die Schlangen der gräßlichen Gorgone. Sie schäumte ferner in zornigem Aerger aus, nichts ärgere sie mehr, als daß sie durch ihre eigenen, klüglich ersonnenen Anschläge Ferdinanden die glänzendsten Triumphe bereitet habe, und daß diese die Früchte pflücken solle, welche für ihre leiblichen Töchter in Mühe und Aufwand gepflanzt worden wären.

Darauf antwortete Herr Albrecht: „Diese Erfahrung macht Dir die Wahrheit jenes heiligen Spruches anschaulich, daß denen, die Gott lieben, — und fromm ist Nantchen, sehr fromm! alle Dinge, selbst die Anschläge der Widersacher, zum Besten dienen müssen. Du hast es mir niemals glauben wollen, mein Schatz, als Du bei der Erziehung unserer Kinder nicht meinem Rath, sondern nur Deinem Sinne folgtest, wenn ich Dir sagte, daß zwar die Männer das Glänzende bewundern, sich oft von äußerm Schimmer blenden lassen; daß aber der reelle, gebildete Mann — und solche Schwiegersöhne wirst Du Dir doch wünschen? — nur das wahre Schöne und Gute am Weibe suche, liebe und begehre! —“ Er faßte gerührt die sträubende Hand seiner Frau, und fuhr fort: „Möchte Dir und unsern Kindern diese herbe Demüthigung zu einer heilsamen Arznei gereichen, und Dich und sie von der verderblichen Scheinsucht genesen lassen!“

December.

Es war ein rauher, unfreundlicher December-Abend; einzelne Sterne blinkten traurig am finstern Himmel, ein scharfer Wind zog pfeifend durch die Luft, die Lichter in den Christbuden erloschen — und wer nur irgend konnte, eilte so schnell als möglich unter Dach und Fach zu kommen.

Die Klingel an einem großen, schönen Gebäude am Marktplatze wurde gezogen, und ihr weithintönender Schall schwankte, bewegt vom Sturme. Man öffnete die Thür, ein stattlicher junger Mann, dem Ansehen nach ein Fremder, trat eiligst ein, und fragte mit bescheidener Höflichkeit, ob er sich im Hause des Commerzienrath Ballen befinde. Der Haushälter bejahete; doch, fügte er bedauernd hinzu, sei von der Herrschaft für jetzt nur die Frau Großmutter daheim.

Nach kurzem Besinnen wünschte der Fremde bei der alten Dame gemeldet zu werden, und nannte sich als den jüngeren Kaufmann Balduin aus Nürnberg. Der Haushälter kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß sein Besuch sehr angenehm sein werde, und leuchtete ihm ehrerbietig die Treppe hinan.

Der junge Balduin ward in ein geräumiges Zimmer gewiesen, dessen Helle durch einen gemalten Lichtschirm sanfter gemacht wurde. Eine Matrone, durch den Ausdruck der Freundlichkeit und einer heiteren, wohlwollenden Seele um ein Zehntheil verjüngt, kam ihm einige Schritte entgegen

und bewillkommte den Sohn eines alten, hochgeachteten Freundes, mit Würde und Herzlichkeit. Sie beklagte, daß ihr Schwiegersohn und ihre Enkelin um eine Stunde später das Vergnügen haben würden, solch einen seltenen und werthen Gast zu begrüßen; doch hoffte sie, ihr Außenbleiben werde nicht länger dauern, und wenn Herr Balduin sich indessen mit der Unterhaltung einer alten Frau begnügen, und ein Täßchen Thee annehmen wolle, so würde sie es zu schätzen wissen.

Der junge Kaufmann nahm diese Einladung freimüthig an, und nachdem der Thee bestellt worden war und die Matrone sich wieder in ihren Lehnstuhl verfügt hatte, setzte er sich traulich an ihre Seite.

Das Gespräch ward von Seiten der Großmutter mit Erkundigungen nach dem Befinden der lieben Eltern und Angehörigen des Gastfreundes begonnen. Herr Balduin beantwortete diese freundschaftlichen Fragen genau und umständlich, wie alte Leute, besonders alte Frauen — es lieben. Indem die Großmutter ihm nun alsofort ihr Bedauern bezeigte, daß er, vielleicht durch dringende Handelsgeschäfte veranlaßt, in der übelsten Witterung des Jahres und vollends zu einer Zeit, die ein jeder Familiengenosse wohl am liebsten in der Heimath und unter den Seinen zubringe, eine so weite Reise habe unternehmen müssen, verrieth sie eine kleine, bescheidene Neugierde, den Zweck davon zu erfahren.

Herr Balduin versicherte jedoch lächelnd, daß er durch die Vollkraft der Jugend und einer unverzärtelten Gesundheit im Stande sei, die Strenge der Jahreszeit, wie die Launen des Wetters ertragen zu können; und zweitens werde er sich zwar auf den bevorstehenden heiligen Abend in den Kreis seiner Familie denken und auch wünschen; allein die

schönste Heimath, so wie die Fähigkeit, das Christfest und überhaupt jedes Fest von hoher Bedeutung wahr und würdig zu feiern, trage ja doch jeder bessere Mensch in der eigenen Brust, und, unbeschränkt durch Außendinge, in alle Gegenden der Welt, auf alle Lebensverhältnisse über.

Der Thee ward gebracht, dies entnahm der Großmutter die Verlegenheit, hierauf antworten zu müssen. Sie hatte nicht alles verstanden, was der junge Kaufmann sagte; doch fand sie Gefallen an ihm und an jedem seiner Worte. Mit der Sicherheit einer alten Hausfrau, sehr verschieden von der gefallsüchtigen Vornehmthuerei mancher Damen. — schenkte die Großmutter den Thee ein. Sie pries den dabei befindlichen Zwieback als ein gesundes Gebäck an und nöthigte dringend, doch herzlich.

Der Gast wehrte sich eben gegen die dritte Tasse, als es abermals an der Hausthür läutete.

„Sie kommen!“ sagte die Großmutter vergnügt, doch nur das Dienstmädchen kam mit der Nachricht, der Herr Commerzienrath habe sagen lassen, Mama dürften mit dem Essen nicht warten. Sie würden im Kränzchen bleiben und schwerlich vor zehn Uhr nach Hause kommen.

„Hm! hm, das ist doch recht übel!“ sagte die Großmutter betroffen, indem sie den jungen Mann fragend dabei ansah; doch als sie in seinen Zügen keiner Verstimmung begegnete und sein offenes Auge mit gleicher Freundlichkeit blickte, ward sie schnell zu folgenden Worten ermuthiget: „Nun wie wäre es wohl, lieber Herr Balduin, wenn Sie diesen Abend bei mir fürlieb nähmen? Sie müßten Sich freilich auf jede Weise begnügen; aber das Bewußtsein, daß Sie einer alten Frau ein paar einsame Stunden versüßten, würde Sie vielleicht doch nicht ohne alles Vergnügen lassen.“

Es lag so etwas Rührendes, sanft Verzichtleistendes in dem Tone und den Worten der Matrone, daß Baldnin davon ergriffen ward, ihr mit inniger Hochachtung die Hand küßte und dabei versicherte, diese Erlaubniß gewähre ihm Freude, und er nähme sie dankbar an.

Die Großmutter entschuldigte sich nun, ihn auf eine Weile verlassen zu müssen, und entfernte sich. Der junge Kaufmann sah sich allein, und hatte Muße, sich in diesen Umgebungen umzusehen. Eine gediegene Wohlhabenheit, welche in ihrem verjährten Bestehen auf sicherm, festem Grunde ruhete, hatte ihren Stempel hier überall aufgedrückt. An den Wänden hingen einige schöngetuschte Partien in Rahmen von echter Bronze, neben Familienportraits, die zum Theil einer längst vergangenen Zeit angehören mochten, und mit freundlichen Zügen, woraus ein Geist blickte, der nun anders bekleidet war, in diesen Raum niederschaueten. Vorhänge von weißem Mousselin, blendend wie der Schnee, der draußen fiel, umwallten die Fenster, und gaben dem Zimmer ein friedliches, feierliches Ansehen. An der einen Wandseite stand ein Positiv, worauf ein Choral aufgeschlagen lag; daneben eine Guitarre, unter deren Saiten ein Notenblatt ruhete. Balduin nahm es näher in Augenschein, es war ein Winterliedchen, Noten und Text von einer weiblichen Hand geschrieben; klein, zierlich und correct. Nahe dem Lehnstuhl der Großmutter, welcher mit gerissenem Sammet überzogen war, stand ein kleines, nettes Spinnrad, mit Ebenholz und Elfenbein ausgelegt; der Flachs am Rocken war silberweiß, und das Garn so fein geründet, daß Balduin wünschte, die Parze möchte seinen Lebensfaden so eben spinnen. Auf einem Nähtischchen am Fenster lagen Bücher und ein fertiges Damenhemd; ein kleines Muster mit der

schöngeschwungenen Schrift des Namens „Hermine Ballen,“ sagten, wem es angehöre, und daß es noch gezeichnet werden sollte. Balduin betrachtete es lange mit solchem Interesse, als wäre dieses feine Hemd das bekannte Hemd des Glücklichen — dann schlug er die Bücher auf. Er fand Stunden der Andacht, eine kleine Handbibel, Erzählungen von Therese Huber und Torquato Tasso von Goethe, wobei ein Blättchen und ein Bleistift lag.

Der junge Kaufmann ging von der Betrachtung der Lectüre zu der des Lichtschirms über, der ihm als Meisterstück eigener Art erschien. Der Gegenstand der Malerei war folgender. Ein dunkles Kloster ragte hoch über dem Gebüsch finsterer Tannen und Fichten hervor. Die Fenster der Kirche waren erleuchtet, die Phantasie glaubte die Töne der Hora zu vernehmen. Aus lichten Wolken strahlte der Vollmond, und warf sein helles Bild in den Spiegel eines Flusses, an dessen Ufer ein einsamer Pilger wallte. Die müde, gebückte Gestalt richtete den Blick nach dem Kloster, als erwarte sie von seinen gastfreien Bewohnern eine christliche Aufnahme. Man sah, ein klares, sanftes Gemüth hatte dies Bild entworfen, eine sichere Hand es ausgeführt. Der Einsamkeit stiller, friedsamer Geist wehete von diesem Bilde.

Noch eine Kleinigkeit, welche ihm im Mißverhältniß zu allem Andern, was er hier gesehen, zu stehen schien, begegnete der Aufmerksamkeit Balduin's. Es war dies eine kleine, aus Rohr geflochtene Geldschwinge, welche hier aber zum Behälter des Nähzeugs gebraucht ward, und in ihrer sichtlichen Veraltung seltsam gegen die moderne Form des übrigen Arbeitsgeräthes abstach.

Indem sich Balduin im träumenden Gedankenspiel den Fingerhut auf die Spitze seines kleinen Fingers setzte, kün=

digte das leise Klirren des gewichtigen Schlüsselbundes die Wiederkunft der Großmutter an. Sie sagte lächelnd: „Da betrachten Sie wohl Herminens modisches Nähzeug? Das gute Kind! Die kleine Schwinge da hat manche fleißige Stunde meiner Mädchenjahre und dann auch von Herminens Mutter gesehn, und darum hält die treue Tochter das unscheinbare Geräth noch immer hoch und in Ehren. — Es ärgert mich doch in der Seele, daß grade heute mein Schwiegersohn eine Ausnahme von der Regel macht und im Kränzchen bleibt! — Sehen Sie, lieber Herr Balduin, es ist die einzige öffentliche Gesellschaft, die er besucht, und ausschließen konnte er sich davon nicht. Vorher ist Concert — dann Spiel und Ball. Gott sei Dank! unsere Hermine ist nicht so tanzsüchtig und auf das Vergnügen erpicht, daß sie in den Vater dringen sollte, sich Gewalt anzuthun und dort auszuhalten; doch die jungen Herren müssen ihm stark zugesetzt haben."

Balduin entgegnete bescheiden; daß wohl ein mäßiger Tanz zu den unschuldigsten Ergötzlichkeiten der Jugend gerechnet werden dürfte.

Die Großmutter erwiederte hierauf mit eiferndem Hohn: „Mäßig? Ja, Du lieber Gott! jetzt ist die wahre Mäßigkeit zu Hause. Was wird denn getanzt? Ich frage Sie, lieber Herr Balduin? Ein Galop! die leibhaftige Hetze des Todes, ein Ländler, wobei den Tänzerinnen die Locken fliegen, als sauste Herr Blasius. Da lobe ich mir die gute, alte Zeit! Eine graziöse Menuet, eine feierliche Polonaise, wobei man sich kein Fältchen aus der Ordnung brachte, ließen sehen, ob ein Frauenzimmer Anstand hätte. Das waren Ehrentänze! Ich erblaßte jedesmal, so oft ich auftrat, und wenn ich die Fingerspitzen in die Hand eines jungen Man-

nes legte, so rieselte mir der Frost den Rücken hinab. — Ueberhaupt — es mag wohl ein gewöhnlicher Fehler des Alters sein, die eigene Jugend hervorzuheben und den Verfall der Sitten zu betrauern; aber gewiß ist es ein recht verzeihlicher. Wenn man bedenkt, in welcher stillen Eingezogenheit sonst die Töchter gebildet wurden, und man sieht das jetzige Treiben; so — so — werden die Mädchen heut zu Tage nicht erzogen, als sollten Freier aus dem Goldlande kommen? Und zu welcher Zeit bedurften die Männer wohl strengere und sorgsamere Wirthinnen als jetzt? Die Kunst zu sparen, thut vor allen schönen Künsten Noth, und die Pflicht der Entsagung muß mehr geübt werden, als die vornehmsten Talente. Doch wer ist Schuld, daß man so wenig auf das Wesentliche sieht, als die Männer? — Sonst war es anders. Ein sittsames Mädchen, eine treue Ehefrau, eine gute Wirthin, dies waren Ehrentitel, vor denen Jedermann Respect hatte. Jetzt wird eine Mutter, die um ihres kranken Kindes willen vom Ball zurückbleibt, für eine ängstliche Thörin gehalten. Eheleute müssen sich verstohlen die Hand reichen, damit die Gesellschaft nicht darüber lache, und je freier ein Mädchen auftritt, desto mehr Anbeter findet es."

Balduin lächelte. Er sagte begütigend, es dürfe aber auch nicht unbeachtet bleiben, wie der Strom der Zeit nebst vielen Uebeln auch manches Gute, und so auch Gelegenheit zu höherer Ausbildung des weiblichen Geschlechts und die daraus hervorgehende größere Würdigung desselben herbeigeführt habe.

„Ausbildung? Würdigung?" wiederholte die Großmutter mit einem leisen Anklange von Spott. „Ach lieber, junger Mann!" fuhr sie gutmüthig fort, „glauben Sie einmal der Erfahrung einer alten Frau; das ist die Sprache aller

Männer vor der Hochzeit; nachher — da sieht es um die ganze Würdigung mißlich aus, und sie zeigen dann noch ganz den alterthümlichen Geschmack. Hände, welche geübt sind, Jabots recht sauber zu plätten, zieht der Ehemann denen vor, welche fertig das Clavier spielen, und ein Gericht, das ihn nach gethaner Arbeit stärkt, ist ihm lieber als ein Gedicht, wobei er schläfrig wird. — Doch Eins kann bei dem Andern bestehen, das sehe ich an unserer Hermine. Ich will das eigene Kind nicht loben: allein was wahr ist, kann man sagen, auch soll es nur als Beweis für meinen Satz gelten. Sehen Sie, lieber Herr Balduin!“ hier neigte die Großmutter sich ihm vertraulich näher und legte ihre hagere Hand auf die volle Rechte des Jünglings; „zur Zeit, wie mein Schwiegersohn als Freier unser Haus besuchte, da sah ich es nicht gern, daß sich das Herz meiner Tochter ihm in Liebe zuwandte. Zwar wußte man ihm nichts Uebles nachzusagen; aber ich hatte mir den Mann, dem ich einst das einzige, wohlgerathene Kind anzuvertrauen gedachte, dennoch anders gewünscht. Er war ein Weltmann. Nur an den drei ersten Feiertagen ging er in die Kirche, und bei dem Amen heraus. Er hielt sich ein Reitpferd, spielte auf der Ressource sein hohes l'Hombre, und machte oft auf dem Comtoir Feierabend, wenn die Sonne noch im Mittag stand. Kind, Kind! sagte ich zu meiner Tochter, als er um sie angehalten hatte und sie mir mit Thränen ihre Neigung gestand, wird das auch gut thun? — Aber — welche Einwürfe wüßte die Liebe nicht zu heben? Ich merkte wohl, daß die hübsche Bildung meiner Tochter, und daß sie geläufig französisch sprach und mit einer angenehmen Stimme sang, ihm vielleicht höher noch galt, als ihr sanftes, frommes Gemüth. Den Tag vor der Verlobung stellte ich ihr

noch einmal alles vor; doch als ich sie fest entschlossen fand, sagte ich: Nun denn in Gottes Namen! Ich will Deine Mutter und nicht Deine Tyrannin sein. Ein Herz voll Liebe und Geduld vermag viel. Wolle Gott geben, daß Dein künftiger Mann in Deinen Tugenden kein Aergerniß finde und Du seine Fehler nicht lieben lernst. — Ich ging in mein Kämmerlein und empfahl die Liebenden Gott. Der Höchste erhörte mein Gebet, und die jungen Eheleute baueten den Himmel mit einander. Die junge Frau schuf durch Wirthlichkeit, Sanftmuth und Klugheit ihrem Manne das Haus zu einem Paradiese, und als vollends Hermine geboren wurde, da vergaß er l'Hombre, Ressource und Reitpferd, und der Gedanke an Weib und Kind machte ihn zu einem fleißigen Arbeiter und treu in seinen Berufspflichten. —" Die Großmutter seufzte hier, und nach einer kleinen Pause, in der sie betrübt vor sich hinsah, fuhr sie fort: „Lieber Gott! warum ist denn das Glück so vergänglich? Meine Tochter starb im zweiten Wochenbett, und an ihrem Sarge empfand mein Schwiegersohn zum ersten Male den Werth der Religion. Er fühlte, er müsse sie wiederfinden, und diese Hoffnung machte ihn zu einem Christen. — Er drang in mich, daß ich mein Haus verkaufen und zu ihm ziehen möchte. Lange sträubte ich mich dagegen; denn ich dachte, in einem Jahre denkt er wohl anders und wieder ans Heirathen. Allein ich irrete. Nun machte ich Bedingungen; ich behielt mir meinen Antheil an Herminens Erziehung vor. Mein Schwiegersohn, dem ich eine Frau erzogen, die ihn beglückt hatte, ging alles ein und schenkte mir volles Vertrauen. Mit der Zeit milderte sich sein Schmerz, und obgleich er der gewohnten soliden Lebensweise treu blieb, so zeigte sich doch ein leises Erwachen der ehe-

maligen Weltlust in der Art, wie er Hermine zu bilden bemüht war. Ich ließ ihn gewähren, hielt mich an sein Versprechen und wirkte im Stillen fort. So lebten wir in Friede und Einigkeit mit einander. Mein Schwiegersohn bildete für die Welt, ich für das Haus. Er hielt ihr zehn Lehrmeister, ich unterrichtete sie selbst — und ich hoffe, Herminens künftiger Gatte wird sich der Früchte dieser Doppelsaat erfreuen. Sehen Sie! ihre Hände haben diesen Lichtschirm gemalt, und jene Wandstücke getuscht; doch eben diese Hände haben auch dieses Garn gesponnen und jenes Hemd genäht. Dem Vater liest sie die Literaturzeitung vor, und mir eine religiöse Betrachtung. Dem Vater singt sie zur Guitarre Gesänge von Weber, mir spielt sie auf jenem Positiv und oft mit nassen Augen ein Morgenlied, und des Sonntags, da ich die Kirchenluft nicht mehr gut vertrage, einen Psalm, und liest mir dann das Evangelium vor. Ich bin voll Andacht, wenn ich ihr liebes, unschuldiges Gesicht ansehe, und ein stiller Seufzer fleht zum Herrn, daß Herminens Herz immerdar ein Tempel seines Geistes bleiben möge. — Mit dem Vater geht sie auf die Promenade, mit mir in die Küche und Vorrathskammer. Mit dem Vater spricht sie italienisch, und mit mir wiederholt sie Bibelverse. Und so ist denn bei dieser Erziehung ein Mädchen aus meiner Enkelin geworden, welches seinen Contretanz wie eine Französin aufführt, das aber auch nicht erschrickt, wenn das Wasser zu sieden beginnt, und nicht, gleich jener Dame, die Wicken neben dem Flachsfelde für das davon abgehende Werg ansieht."

Hier endigte die Großmutter die Erzählung, und ahnete nicht, wie wichtig diese ihrem Zuhörer gewesen wäre.

Jetzt kam das Dienstmädchen, den Tisch zu decken, und

hinderte, daß ein Gespräch solcher Art weiter fortgesetzt würde. Doch als später der zwar mäßige Genuß der starken Weinsuppe den Geist der Matrone belebt hatte, da suchte sie die unterbrochene Vertraulichkeit wieder herzustellen, indem sie sagte: „Heute mache ich eine Ausnahme und wage es mit einem halben Gläschen Wein; wir müssen doch die Gesundheit Ihrer lieben Angehörigen trinken.“

Bei diesen Worten stieß sie auf das Wohl der werthesten Eltern mit Balduin an, der in Erwiederung sie selbst, dann den Commerzienrath und die holde Hermine hoch leben ließ. Nach einem Weilchen brachte die Großmutter ihm nach alter Sitte, in der sie die gastlichen Ehren machte, das Glas wieder zu, und fragte mit lächelnder Miene: „Was trinken wir denn nun? Etwa die Gesundheit einer lieben Braut?“

Der junge Kaufmann versicherte erröthend, daß er so weit noch nicht sei.

„Aber doch auf dem Wege nach diesem Ziele?“ wagte die Matrone zu forschen.

Balduin verbeugte sich schweigend. Sie nahm es für ein Ja.

„Nun so gebe Ihnen Gott das Glück einer zufriedenen und einigen Ehe!“ sagte die würdige alte Frau mit gerührtem Tone; „dies ist das höchste, irdische Glück! glauben Sie es mir. Ach! und die Wahl wird oft so schnell getroffen, man läßt sich durch Außendinge bestimmen. Der Mann ist auch in diesem Falle immer besser daran als das Mädchen. Er wählt — und ist gleichsam der Schöpfer seines Schicksals. Die liebe Eitelkeit macht ihn oft blind dafür, wie wenig er für sein wahres Glück gesorgt habe. Er erträgt mit Geduld die Folgen seines Mißgriffs; der Frau hingegen bleibt die bittere Reue, bessere Anträge abgewiesen

zu haben, und die herbe Frucht der Erfahrung, die ihr das Herz zusammenzieht und manche heimliche Thräne auspreßt. — Oft nähert sich auch den armen Geschöpfen der Wolf im Schafspelz — ich trage jetzt um das Glück meiner Enkeltochter schwere Sorge. —"

Die Großmutter besann sich hier ein wenig, ob sie fortfahren dürfe. Aber der junge Mann ihr gegenüber, mit dem offenen Gesicht, welches Zutrauen erregte, war ja, nach ihrem Verstehen — ein halber Bräutigam; er schenkte ihr volle Aufmerksamkeit, das Vergnügen, welches ihm ihre Mittheilungen gewährten, schwebte so sichtlich auf seinen Lippen, daß die Matrone dem innern Zuge folgte, und redselig also fortfuhr: „Mehrere Heirathsvorschläge, denn Sie müssen wissen, lieber Herr Balduin, Hermine ist achtzehn Jahr alt, nicht häßlich, und mein Schwiegersohn gilt für einen reichen Mann — wurden ohne alle Umstände abgelehnt, weil weder des Mädchens Neigung, noch des Vaters Wünsche sie unterstützten; allein — da hat sich jetzt ein Mann gefunden, ein sogenannter Hausfreund, der in der Ausdauer seiner Bemühungen des Vaters Achtung und das Wohlwollen der Tochter erlangt hat. Mit diesem hofft er nun noch weiter zu kommen. Mir will er jedoch nicht gefallen, und ich denke mit Kummer daran, daß jede kommende Woche mir die Verbindlichkeit auflegen könnte, in ihm den Verlobten meiner Enkelin anzunehmen. Wenn Sie mich fragten, was ich eigentlich gegen ihn habe, so kann ich darauf antworten: Viel und Wenig. Er ist ein angenehmer Mann, der sein gutes Auskommen hat, ein anständiger Mann, der Jedem seine Ehre giebt, und sie also auch zurückempfängt. Ueberall gern gesehen. Aber — er wechselt zweimal im Jahre die Wohnung und den Bedienten, läßt

nur zwei Kleider bei demselben Schneider machen, und das fremdeste Damengesicht ist ihm immer das schönste. Und die Ehe fordert Bestand! — Auch ist er spottsüchtig und macht oft das Heiligste zur Zielscheibe seines Witzes. Herminen schmeichelt er unablässig, und wäre das Mädchen nicht die Bescheidenheit selbst, so hätte er ihr schon längst den Kopf verdreht. Doch ihre wahrsten und höchsten Vorzüge scheint er weniger werth zu halten. Es ist fast derselbe Fall, wie damals mit meinem Schwiegersohne, und wenn sich dieser entschließen sollte, Hermine dem jungen Mann zu geben, und mit mir Rath pflöge, hätte er nicht Recht, mir auf meine Einwendungen zu antworten: Dieselben Gründe hätten Sie vor zwanzig Jahren beinahe abgehalten, mir ihre Tochter zur Frau zu geben, und sind wir nicht glücklich gewesen? — Doch, lieber Herr Balduin, Sie vergessen über meinem Plaudern das Trinken. Also —" sie schenkte ihm ein und neigte ihr Glas an das seinige, „wir klingen auf Herminens Glück zusammen, und Sie thun mir wohl Bescheid darauf, da es mir sehr anliegt?"

„Herminens Glück!" wiederholte er, die gestimmten Gläser gaben einen guten, harmonischen Klang, und in seinem Herzen tönte dieser Wunsch noch stärker.

Schwerlich dürfte wohl oft einem jungen Manne von fünf und zwanzig Jahren die Unterhaltung mit einer Frau von mehr als fünf und sechzig so anziehend sein, wie die mit der ehrenwerthen Großmutter unserm Balduin war. Dieser Abend hatte viel entschieden, und erfolgreich knüpften sich an ihn die Ereignisse der folgenden Tage.

Der junge Kaufmann erhielt am andern Morgen ein einladendes Billet aus dem Ballenschen Hause. Balduin besorgte erst einige dringende Geschäfte und ging gegen Mit-

tag dahin. Er fand in dem Commerzienrath einen liebenswürdigen Mann, mit einem Anstrich von Humor und Jovialität, der ihn sehr wohl kleidete; dieser hingegen erkannte in dem Sohne das Ebenbild seines alten Freundes, und er drückte ihn zu wiederholten Malen mit rührender Freude an seine Brust. Eine frohe mit dem ältern Balduin gemeinsam verlebte Jugend, die lebhafte Erinnerung an manche Stunde unschuldiger Ausgelassenheit, trat bei dem Anblick des jüngeren in sein Gedächtniß zurück und bewegte sein Herz in Wehmuth und Vergnügen. Er machte dem Jüngling Vorwürfe, daß er die Wohnung im Gasthof der in seinem Hause vorgezogen, und forderte mit herzlichem Dringen, außerdem so viel als möglich sein Gastfreund zu sein. Er sagte ferner lachend: „Wenn Ihre Eroberungskunst sich durchaus so erfolgreich erweist, wie es am vorigen Abend geschehen, so möchten wir hier arge Dinge erleben. Meine Schwiegermutter, die sonst eben nicht freigebig ihre Gunst verschenkt, ist so sehr von Ihnen bezaubert, daß ich heute bloß deßhalb habe auf das Frühstück warten müssen, weil die gute Mama nicht fertig werden konnte, Sie gegen Hermine herauszustreichen.“

Balduin versicherte erröthend, daß er dieser höchst würdigen Frau einen der genußreichsten Abende seines Lebens verdanke.

Ein Geschäft von Wichtigkeit rief den Commerzienrath ab, vorher aber führte er den jungen Kaufmann der Großmutter zu, bei der seine Tochter war. Schon vor der Thür hörte Balduin das leise Summen des Rädchens, begleitet von einer schönen Stimme, die vorlas. Sie traten ein, und da saß die holde Hermine und spann, ein Buch auf dem Schooße.

Wäre die Phantasie des Jünglings nicht auf ein interessantes Wesen vorbereitet gewesen, so würde ihn diese liebliche Gestalt, dieses reizende Gesicht überrascht haben. So fand er nur ein ihm lieb gewordenes Gedankenbild in schönerer Wirklichkeit, und ward befriediget, ohne geirrt zu werden.

Hermine hätte vielleicht nicht für eine Schönheit gelten können, aber sie war um so liebenswürdiger, weil kein eitles Selbstbewußtsein, kein stolzer Anspruch ihren bescheidenen Reiz in seiner vollsten Wirkung störte. Eine liebende Seele blickte aus ihren Augen, ein weiblicher Sinn athmete aus jedem ihrer freundlichen Worte, und dem Balduin ward es wohl ums Herz, wie Einem, den die Frühlingssonne mild anlächelt.

Die Matrone begrüßte ihn wie einen alten Bekannten auch Hermine war vertrauter mit ihm, als noch mit irgend einem Manne. Sein Vater war ja der Herzensfreund des ihrigen, und er selbst Bräutigam — so hatte die Großmutter ihr gesagt.

Im Laufe der folgenden Tage, die meistens Balduin im Hause des Commerzienraths verlebte, ward es ihm klar, daß der Justiz-Assessor Steuer jener Freier Herminens sei, dessen die Großmutter gegen ihn erwähnte. Er konnte nicht umhin, dem Urtheile der alten Frau über diesen Mann beizustimmen; doch trauete er diesmal der eigenen Wahrnehmung nicht ganz, weil er sich befangen dazu fühlte.

Hermine nahm sich gegen diesen ihren Bewerber mit der Ungezwungenheit einer ruhigen Freundin. Sie behandelte ihn achtungsvoll, doch nicht wie eine Liebende.

Das entging Balduin nicht, und zuweilen wollte es ihn

bedünken, als töne etwas Zarteres, Schöneres aus Herminens Stimme, wenn sie sich zu ihm wendete. —

Am Tage vor Weihnachten ward Hermine zu ihrem Vater gerufen. Sie kam etwas bleich zurück, und antwortete auf die ängstliche Frage der Großmutter, ob eine Verdrießlichkeit vorgefallen sei: „Der Assessor hat den Vater um die Erlaubniß gebeten, mir seine Hand antragen zu dürfen."

„Das Gott erbarm!" rief die Großmuttter mit Schrecken; „nun, und der Vater?"

„Er hat dem Assessor geantwortet," erwiederte Hermine, „daß er mit mir sprechen wolle. Binnen vierzehn Tagen solle ihm Entscheidung werden. So lange müsse er mir, mein Herz zu prüfen und die Sache reiflich zu überlegen, Frist bedingen. Wahrscheinlich —" fuhr sie mit zögernder Stimme fort, „fürchtet der Assessor in dem jungen Balduin einen Mitbewerber und eilt daher, sich meiner zu versichern."

„Ja, da hast Du recht, Minchen! sagte die Großmutter seufzend; „ach! wollte der Himmel, daß dem so wäre! allein dieser Edelstein ist versagt."

Ein paar Thränen benetzten Herminens Arbeit.

„Kind, weine nicht," fuhr die Matrone fort; „Du brichst mir das Herz! Ueberlege Dir die Sache, ehe Du Ja oder Nein sprichst. Ziehe Deinen Verstand zu Rathe, aber gönne dem Herzen auch eine Stimme. Nur dann, wenn Beide einig sind, darfst Du froh Verlobung halten. Ich kann nicht viel dazu sagen; denn Du weißt es, meine Hermine, ich habe etwas gegen den jungen Mann; aber Gott will ich bitten, daß er Dich erleuchten möge, auf daß Du Dich für das Beste entscheidest."

Nach diesen Worten küßte sie den Liebling und schlich

bekümmert ihrem Schlafzimmer zu, das schwere Herz vor dem Herrn der menschlichen Schicksale auszuschütten, dem es ein Leichtes ist, unsere Sorgen zu wenden.

Hermine blieb allein und weinte sich satt. Seit einigen Jahren war sie auf diesen Augenblick vorbereitet. Noch vor acht Tagen wäre sie, ohne grade Liebe für den Assessor zu empfinden, nicht zweifelhaft gewesen, ob sie seinen Antrag annehmen solle. Allein sie fühlte, daß während dieser Zeit eine Veränderung mit ihr vorgegangen sei. Die Gefühle der Achtung und Freundschaft, welche sie für den Assessor hegte, dünkten ihr nicht mehr ausreichend das Glück der Ehe zu verbürgen; ein höherer Anspruch war in ihrem Herzen erwacht. Seine Talente verloren etwas von ihrem Schimmer, und alle Huldigungen, welche er ihr, geleitet von Geschmack und Geist dargebracht, verschwanden in ihrer Erinnerung, worin nur der Blick haftete, mit welchem Balduin sie gestern verlassen, und der ihr mehr gesagt zu haben schien, als die große Summe jener schmeichelhaften Beweise.

Beide Hausfreunde waren von dem Commerzienrath eingeladen worden, den heiligen Abend bei ihm und seiner Familie zu feiern, und hatten zugesagt.

Am andern Morgen ward Hermine abermals zu ihrem Vater gerufen. Sie weilte länger als Tages vorher bei ihm, und kam endlich mit glühendem Gesicht und Augen, die in Thränen schimmerten, zu ihrer Großmutter. „Mein Kind," rief diese bestürzt, „sage, was hat es denn wieder gegeben? Der Vater will Dich doch nicht etwa zwingen? — Das wolle Gott verhüten!"

Hermine setzte sich auf ein kleines Fußbänkchen und verbarg das rosige Gesicht in den Schooß der Großmutter.

Mit leiser Stimme sagte sie: „Der Vater will mich nur glücklich wissen. Er hat mir entdeckt, daß Herr Balduin in der Absicht hier sei, meine Liebe zu gewinnen, und — sollte ihm dies gelingen, den seit langen Jahren genährten, aber sehr geheim gehaltenen Wunsch unserer Väter durch eine Verbindung mit mir zu erfüllen. Er ist heute früh sehr zeitig bei meinem Vater gewesen, und hat ihm gesagt, daß, seit er mich gesehen, diese Verbindung auch der Wunsch seines Herzens geworden sei. Nur wolle er mich nicht in Verlegenheit setzen, da er nicht wissen könne, ob meine Neigung anderweitig (er meint vermuthlich den Assessor) versagt wäre. — Er hat also den Vater gebeten, meine Gesinnungen über diesen Punct zu erforschen. Den Tag nach dem Neujahr nöthigen ihn seine Verhältnisse wieder von hier abzugehen, und bis dahin muß alles entschieden sein."

Die froheste Ueberraschung erröthete das Gesicht der Großmutter. „Seh ein Mensch an!" sagte sie fast zitternd und mit hurtigem Athem; „und mir sagt er, er habe eine Braut; oder widersprach doch meiner Voraussetzung nicht, und Schweigen ist auch eine Antwort. Liebe Hermine, das ist Gottes Finger! Hätte der Assessor nicht so lange gesäumt, wäre der gute Balduin zu spät gekommen. Er sitzt im Regimente und lenket alles wohl! — Daß mir solch eine Weihnachtsfreude beschert sein würde, das hätte ich nicht gedacht. Nun soll es aber auch hoch hergehen! Denn übers Jahr bist Du doch nicht mehr bei uns." Bei dieser Vorstellung vergoß die Großmutter ein paar Thränen, die sie lächelnd trocknete und hinzusetzte: „Sieh, was mir einfällt, Hermine! Du warst als ein kleines Kind so zart und fein, daß ich Dich oft scherzweise ein Nürnberger Püppchen nannte. Nun ist aus dem Spaße Ernst geworden."

Hermine küßte mit schneller Gluth der Großmutter die Hand, welche das Mädchen von Kindheit an geleitet hatte, und sprach: „Ich denke aber doch meinem Balduin mehr zu sein, als ein Spielzeug, und der Ausspruch eines großen Dichters: Gebrechlichkeit! dein Name ist Weib! soll nicht auf den Vorsatz meiner tugendhaften Treue passen, womit ich ihn zu lieben gedenke bis an den Tod!“

„Amen!“ sagte die Großmutter gerührt, und legte segnend ihre Hand auf diese jungfräuliche Stirne.

Der Commerzienrath liebte es, Geburts- und Festtage im Kreise der Seinen, wozu er auch gute Freunde zählte, so feierlich als möglich zu begehen. Die Tafel, der Wein, der Anzug, auch der seiner Untergebenen, alles mußte an solchen Tagen das Gepräge der Festlichkeit tragen, und hierin traf sein Geschmack mit dem der Großmutter auf das genaueste zusammen.

Der kurze Tag entwich, der Abend näherte sich allmählich mit seiner heiligen Stille und Freude. Schon verstummte das Geräusch auf den Straßen, die Gewerke, die Läden wurden geschlossen, in den Häusern ward es licht und helle, hier und da flimmerte ein Christbaum auf.

Während der Commerzienrath noch allein auf dem Comtoir verweilte, um die Weihnachtsgeschenke für seine Commis zu ordnen, schwere Goldröllchen, wozu Hermine dann noch nette Arbeiten ihrer fleißigen Hände fügte, war die Großmutter heute selbst Tafeldeckerin. Das ließ sie sich nicht nehmen. Sie legte das schönste Damastgedeck, ein wahres Meisterstück der Webekunst, auf. Dann fügte sie eigenhän-

dig die buntgemalten Wachskerzen in schwere, silberne Armleuchter, und nahm das beste Porzellan-Service aus dem Verschluß. Der Tisch ermangelte keines Zierraths, der nur möglicher Weise anzubringen war. Hermine sollte ihren Platz zwischen beiden Freiern erhalten, welches Couvert durch ein kleines Weinglas mit ihrem Namen bezeichnet ward; ein großer, vergoldeter Pocal, bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich, fand seine Stelle vor dem Teller des Hausherrn.

Jetzt war alles fertig, und man hörte auch schon sämmtliche Commis kommen. Bald nach ihnen erschien der Assessor, dann Balduin, zuletzt folgte der Commerzienrath.

Die Großmutter ordnete die Tischgenossenschaft.

Als Hermine die Serviette aufhob, fand sie einige der besten Taschenbücher auf ihrem Teller. Es lag ein Musenalmanach dabei, dessen Etui ein Sonnet verbarg, welches in zarten Bildern und schönen Wendungen die Dame, an die es gerichtet war, zur Erhörung stillglühender Wünsche zu bewegen suchte. Hermine war keinen Augenblick über den Geber und Verfasser ungewiß. Als sie das Gedicht las, richteten sich alle Blicke neugierig auf die Erröthende, und ihr Auge dankte verbindlich dem Assessor.

Nachdem das Essen vorüber war, dampfte die große Punschbowle, heitere Gespräche flogen um den Tisch, dem Commerzienrath war seit langer Zeit nicht so wohl gewesen. Das Gefühl seiner Behaglichkeit löste sich in Worte auf. Er sprach: „Weihnachten war mir von jeher ein wahres, heiliges Fest, ein Familienfest — das Fest der Menschheit. Wie sehr habe ich daher immer an diesem Abend den Vereinzelten bedauert, der, ausgeschlossen von dieser gemeinschaftlichen Freude, das einsame Gefühl derselben entweder in die enge Brust verschließen oder in ein Weinhaus tragen muß,

woselbst der Wirth es einmal im Jahr doch fühlt, daß Geben seliger als Nehmen sei. Auch das angenehmste Räuschchen kann ihn nicht für das frohe Geräusch entschädigen, welches um einen Familienvater wimmelt. Wo alles verwandtschaftlicher Liebe und des Segens, den Gott uns gab, theilhaftig wird, empfindet das Einzelwesen die Oede seines Schicksals. Diese christlichschöne Feier rührt dann mit Schmerz an das Herz solcher Menschen."

„Diese Ansicht ist wohl in jedem Falle zu ernst," antwortete der Assessor, der heute mehr als gewöhnlich getrunken hatte. „Es ist," fuhr er fort, „doch nur ein Kinderfest, woran erwachsene und ältere Personen bloß aus Gefälligkeit Theil nehmen, oder um dem christlichen Anstand sein Recht widerfahren zu lassen; die Freude hingegen ist rein göttlicher Natur! Frei ist die Himmlische, und nicht gebunden an Zeit und Raum. Warum sollte grade der vierundzwanzigste December sie in die Familienenge drängen, die wohl seltener innig als preßhaft sein mag? — Sie kann eben so gut im Billardsaale einkehren, wenn es auch an diesem Abend leer und luftig darin wäre. Sie trägt, das ist wohl wahr, zumeist ein buntes Flügelkleid, — aber für die Gesellschaft ist sie auch öfters mit einer steifen Robe in feierlichen Falten angethan, und ihr Schlepprock heißt — Langeweile."

Die Großmutter war dunkelroth geworden und rückte geärgert auf ihrem Stuhle hin und her. Hermine sah vor sich nieder, und Balduin erwiederte in der schönen Wallung des gerechten Unwillens: „Ich kann Ihrer Meinung nicht sein, Herr Assessor. Wenn die Eltern es verstanden, den Kindern die Weihnachtsgabe nur als das Sinnbild einer höheren darzureichen, durch welche Gott einst das Menschengeschlecht würdigte, wenn sie wußten, das Gemüth des Kindes

dadurch zu heiligen: so zittern gewiß diese Empfindungen durch das ganze Leben, und selbst in der gereiften Seele des Mannes, in dem müden Herzen der Matrone spricht an diesem Abend der reine Geist der Kindlichkeit an. Vergangene Freuden sammeln sich um uns her, und der Strahl des Christbaums, hätte er sich auch in tausend Thränen gebrochen, erglänzt wieder. Und wem auch die theuersten Güter verloren wären, wer einsam und verlassen stände, auf der weiten Welt, diese Erinnerungen sind ihm geblieben. — Der Stern von Bethlehem schimmert himmlische Hoffnung für Alle! und erleuchtet auch das dunkelste Schicksal, auch das Grab — mit göttlichem Glanz."

Dem Commerzienrath rann langsam eine Thräne in den erhobenen Pokal. Hermine trocknete die nassen Augen und suchte Balduin's Hand, um sie zu drücken. Es war gut, daß der Assessor abgerufen wurde, weil Jemand ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen verlangte; denn seine Verstimmung war sichtlich.

Als der Tisch aufgehoben worden war, näherte sich Balduin Hermine, und fragte freundlich, ob sie ihm erlauben würde, die gewohnte Sitte zu ehren, und ihr ein kleines Geschenk zu überreichen, dem nur allein ihre Güte einigen Werth beilegen könnte.

Bei diesen Worten überreichte er ihr ein Päckchen. Hermine verbeugte sich gegen ihn, ihre beschämte Miene zeigte ein reizendes Vergnügen. Sie trat an das Licht, und fand das zierlichste Nähkästchen. Alle darin enthaltenen Geräthschaften waren von Gold, der Fingerhut in Form eines Bienenkorbes, des Sinnbildes des Fleißes.

Die Großmutter besah und lobte jedes einzelne Stück, und setzte dadurch Balduin in peinliche Verlegenheit. Hermine endigte diese dadurch, daß sie sich dankend zu ihm wendete und sagte, sie behalte sich die ihren Freunden schuldige Erwiederung bis zum Neujahrs heiligen Abend vor.

Die acht Tage waren schnell verronnen; Hermine hörte mit unbändigem Herzpochen zu, wenn Balduin von seiner nahen Abreise sprach. Allein sie wollte sich nicht selbst zuvorkommen, sie hatte sich ihr Ziel schon gesteckt.

In der Dämmerung des Sylvesterabends siegelte sie eine schöngestickte Brieftasche ein, deren eine Seite ein Lorberkranz schmückte, durchflochten mit einigen Vergißmeinnicht und dem darunter stehenden Worte: „Sängerlohn,“ die andere aber in der regelmäßigsten Stickschrift die Devise zeigte: „Der Freundschaft und Achtung Andenken.“ Diese sandte sie dem Assessor. Er hatte Hermine verstanden, denn er ließ sich für diesen Abend entschuldigen.

Als kurz darauf Balduin mit trübem Gesicht — er hoffte nicht mehr — in das Zimmer der Großmutter trat und Hermine allein fand, kam diese schüchternen Schrittes auf ihn zu und sagte: „Ich bin Ihnen ein Gegengeschenk schuldig. Wenn man dem Schicksal nachahmen will, so muß man jede Gabe gleichmäßig vergelten, und so biete ich Ihnen denn Gold um Gold, und —“ leiser und mit bebender Stimme fügte sie hinzu: „Liebe um Liebe.“

Bei diesen Worten steckte sie einen einfachen Goldring an seinen Finger.

„Gott im Himmel! verstehe ich Sie, theure Hermine?“

rief der Entzückte, und sie legte sich vertrauensvoll an das reine Herz des Jünglings.

Der Commerzienrath segnete in sprachloser Rührung den Bund der geliebten Kinder, und die glückliche Großmutter hätte ihr heißes Dankgebet noch nicht geendet, als schon die letzte Jahresstunde verhallt war.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundsiebzigster Band.

Der Christbaum.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung.

rief der Entzückte, und sie legte sich vertrauensvoll an das reine Herz des Jünglings.

Der Commerzienrath segnete in sprachloser Rührung den Bund der geliebten Kinder, und die glückliche Großmutter hatte ihr heißes Dankgebet noch nicht geendet, als schon die letzte Jahresstunde verhallt war.

rief der Entzückte, und sie legte sich vertrauensvoll an das reine Herz des Jünglings.

Der Commerzienrath segnete in sprachloser Rührung den Bund der geliebten Kinder, und die glückliche Großmutter hatte ihr heißes Dankgebet noch nicht geendet, als schon die letzte Jahresstunde verhallt war.

rief der Entzückte, und sie legte sich vertrauensvoll an das reine Herz des Jünglings.

Der Commerzienrath segnete in sprachloser Rührung den Bund der geliebten Kinder, und die glückliche Großmutter hatte ihr heißes Dankgebet noch nicht geendet, als schon die letzte Jahresstunde verhallt war.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 71

Hannover 1844

P.o.germ. 571 s-69/74
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014608-2